GO

06/11

Magazin der Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl

Ein Heft über Verantwortung

meister,
maier,
krause &
kollegen

Ihr gutes Recht

Anwälte

Reinhard Meister

Michael Maier

Rolf Krause

Ulrich Steinacher

Tanja Vollmer

Gabriele Maier

Rechtsgebiete

Arbeitsrecht
Familienrecht
Erbrecht
Steuerrecht
Mietrecht
Privates Baurecht
Reiserecht
Strafrecht
Verkehrsrecht
Sozialrecht
Arzthaftungs- und
Medizinrecht

Und hier finden Sie uns

Anwaltskanzlei Meister, Maier, Krause & Kollegen
Kirchheimer Str. 60 72622 Nürtingen
Fon 0 70 22/97 93-0 Fax 0 70 22/97 93-97
www.kanzlei-meister.de Zentrale@kanzlei-meister.de

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Der VR-FinanzPlan ist das Herz unserer Beratung, die Sie mit Ihren Wünschen und Zielen in den Mittelpunkt stellt. So finden wir gemeinsam für Sie in jeder Lebenssituation und für jedes Bedürfnis die richtige finanzielle Lösung.

www.volksbank-reutlingen.de

Volksbank Reutlingen
150 Jahre Gemeinsam erfolgreich

WIE KONNTE DAS PASSIEREN?

Nach der Katastrophe von Duisburg im Sommer 2010 war sie plötzlich verschwunden. Dann tauchte sie, wenige Wochen später, vor dem Stuttgarter Hauptbahnhof wieder auf. Mit der Verantwortung ist es so eine Sache: Man kann sie ablehnen oder übernehmen; beides hat Konsequenzen; jeder entscheidet selbst; und dann fragen alle: Wie konnte das passieren?

Verantwortung ist ein häufig missbrauchtes und dazu noch altmodisches Wort. Es klingt aus manchem Mund angestaubt und hohl. Und was hohl ist, muss gefüllt werden: mit lebendigen Reportagen. **„Ich war' s."** Oder: **„Ich war' s nicht."** Kürzer lässt sich Verantwortung und Verantwortungslosigkeit kaum in Worte fassen. Darum war auf einem der vielen wieder verworfenen Titelentwürfe auch mal ein Junge zu sehen, der mit seinem Ball die Fensterscheiben eingeschmissen hat oder ein Kinnbart, der verdächtig an den Oberbürgermeister von Duisburg erinnerte. Am Ende entschied sich die Redaktion für das Foto eines kleinen Mädchens, das nach einem Küchenmesser greift. Weil Verantwortung oft ganz banal im Alltag daherkommt.

Wie schon in den vergangenen beiden Jahren sind die jungen Journalisten der Zeitenspiegel Reportageschule zusammen mit jungen Fotoreportern der Fachhochschule Hannover losgezogen, um einen abstrakten Begriff in anschauliche Geschichten zu übersetzen. War es verantwortlich von den Initiatoren eines Hilfsprojektes, mit einem untauglichen Segelschiff über das Mittelmeer zu fahren („Und hatten den Tod an Bord", Seite 122)? Welche Verantwortung trägt die 14-jährige Lisa für ihren behinderten Vater („Lisa macht das schon", Seite 56)? Und was denkt ein Bundeswehr-Soldat wenige Tage vor seinem Abflug nach Afghanistan („Pass auf dich auf und komm heil wieder!", Seite 90).

Der 6. Lehrgang der Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl hat mit „GO" ein verantwortungsvolles Abschlussmagazin vorgelegt.

Philipp Maußhardt
Ingrid Kolb

IMPRESSUM 06/11

Herausgeber:
Dr. Ulrich Bausch

Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl
c/o Volkshochschule Reutlingen
Spendhausstr. 6
D 72764 Reutlingen
07121 336182
info@reportageschule.de
www.reportageschule.de

Kuratorium:
Prof. Dr. Hermann Bausinger, Barbara Bosch, Uta-Micaela Dürig, Josef-Otto Freudenreich, Anton Hunger, Rainer Knubben, Ingrid Kolb, Dr. Rainer Märklin, Prof. Dr. Dietmar Mieth, Dr. Andreas Narr, Thomas Oberle, Dr. Georg Obieglo, Gerd Schulte-Hillen, Edzard Reuter, Dr. Carl-Heiner Schmid, Prof. Dr. Willi Weiblen

Chefredaktion:
Philipp Maußhardt

Art Directorin:
Claudia Haas

Beratung:
Wolfgang Behnken

Textredaktion:
Ingrid Kolb, Petra Schnitt, Erdmann Wingert

Chefs vom Dienst:
Hanni Heinrich, Janet Schönfeld

Bildredaktion:
Rolf Nobel (Koordination), Uli Reinhardt (Koordination), Anna Hunger, David Weyand

Autoren:
Susanne Faschingbauer, Holger Fröhlich, Esther Göbel, Hanni Heinrich, Anna Hunger, David Krenz, Jonas Nonnenmann, Janet Schönfeld, Julius Schophoff, David Weyand

Fotografen:
Natalie Becker, Frieder Bickhardt, Sebastian Cunitz, Christoph Naumann, Stefanie Preuin, Henner Rosenkranz, Christian Werner, Jonas Wresch

Bildnachweise:
Titel: © Monalyn Gracia/Corbis

Druck:
Sautter, Reutlingen

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.

Wir danken:
„Stern"-Bildredaktion
Pressedatenbank Gruner + Jahr
Behnken & Prinz, Hamburg
Prof. Rolf Nobel, FH Hannover
Helge Rösch, Agentur Zeitenspiegel

Ganz vorn Die Titel der bisherigen Ausgaben des GO-Magazins

Die Reportageschule

Die Zeitenspiegel-Reportageschule Günter Dahl wurde 2005 mit dem Ziel gegründet, junge Journalisten durch einen praxisorientierten Unterricht zu Reportern auszubilden. Seither haben in insgesamt sechs Lehrgängen mehr als 60 Absolventen die Schule durchlaufen. Sie arbeiten heute als Redakteure oder Freie Journalisten für Zeitungen und Magazine in Deutschland und im Ausland, einige wurden mit renommierten Journalistenpreisen ausgezeichnet. Die „Macher" der Schule sind Journalisten der Agentur Zeitenspiegel und erfahrene Reporter oder Redakteure großer und kleiner Blätter. Die Kooperation zwischen der Agentur Zeitenspiegel und der Volkshochschule Reutlingen, einem der erfolgreichsten deutschen Weiterbildungsträger, ist einmalig in Deutschland. In ihr verbinden sich fachliche Kompetenz und professionelles Bildungsmanagement. Die Reportageschule finanziert sich neben einer maßvollen Studiengebühr aus Spenden von Privatpersonen und Unternehmen, denen die Qualität journalistischer Ausbildung am Herzen liegt.

Ulrich Reinhardt, *Agentur Zeitenspiegel (l.)*
Dr. Ulrich Bausch, *Geschäftsführer vhs Reutlingen GmbH (r.)*

Die Schule dankt:

PORSCHE · Robert Bosch Stiftung · fischer UNTERNEHMENSGRUPPE · Volksbank Reutlingen · meister, maier, krause & kollegen · SÜDWESTMETALL

102

112

068

122

082

094

028

056

036

016

Inhalt

auf der wiese

016
Die Vogelfreien
Auf dem Balkan schießen Wilderer den Himmel leer – *Julius Schophoff*

024
Ich war´s nicht
Bei der Loveparade sterben 21 Menschen – und keiner will schuld sein. Eine Grafik – *David Krenz und David Weyand*

026
Der Bulle von Gorleben
Ein Polizist, der die Castor-Transporte beschützte und in seiner Freizeit dagegen demonstrierte – *Janet Schönfeld*

028
Tour d´Asyl
Ein Musiker strampelt für Flüchtlinge durch Deutschland – *Janet Schönfeld*

034
Mein Patenkind
Ich hab 'nen Käfer in Berlin – im Naturkundemuseum kann jeder Insektenpate werden – *David Krenz*

036
Abgefahren!
Höher, schneller, cooler: Ischgl in Tirol will die Alpen neu erfinden – *Susanne Faschingbauer*

042
Die Good Bank
Wie eine Bank Geld verschenkt und damit gute Geschäfte macht – *Esther Göbel*

044
Viel Feind, viel Ehr
Wie der Blogger von Heddesheim die Lokalpresse ärgert – *Jonas Nonnenmann*

daheim

048
Die Rache der Schweine
Aus dem Innenleben eines Schlachters – *Holger Fröhlich*

052
Die Reifeprüfung
Wie viel Gewalt vertragen Zwölfjährige? Ein Besuch im Kinosaal der Freiwilligen Selbstkontrolle (FSK) – *Julius Schophoff*

055
An die Nieren
Die ersten Schritte eines jungen Assistenzarztes – *Hanni Heinrich*

056
Lisa macht das schon
Der Vater im Rollstuhl, die Mutter fort, der Bruder ein schwieriger Fall: Eine 14-Jährige hält ihre Familie zusammen – *Jonas Nonnenmann*

062
Sauber bleiben!
Wie der Schwabe putzt und fegt: Die Kehrwoche – ein staubfreies Kulturgut – *Anna Hunger*

064
Die Unbequeme
Eine iranische Atheistin kämpft gegen das Mullah-Regime – *David Weyand*

067
„Wollte nicht, Herr General!“
Wie mein Opa den Kölner Dom rettete – *Julius Schophoff*

068
Ab vom Schuss
Eine kleine Stadt im Schwarzwald baut Waffen für die ganze Welt – *Anna Hunger*

076
„Immer ehrlich sein – eine Katastrophe!“
Warum es manchmal vernünftig ist, die Wahrheit zu verbiegen. Lügenforscher Klaus Fiedler im Gespräch – *David Krenz*

078
Fenster zum Bahnhof
Die Protestbilder von Stuttgart 21 machten den Internetsender Flügel.tv über Nacht berühmt – *Susanne Faschingbauer*

080
Frankensteins Erbe
Familienunternehmen: Die Geschichte einer freundlichen Übernahme – *Janet Schönfeld*

weit weg

082
Freiwillige vor!
Ein Tsunami-Überlebender gründet eine Hilfsorganisation und baut mit jungen Reisenden Schulen in Haiti – *David Weyand*

090
„Pass auf dich auf und komm heil wieder!“
Oberleutnant Heiko D. hat sein Testament gemacht. Er geht nach Afghanistan. Ein Interview – *Anna Hunger*

093
„Die Natur hat kein Gewissen“
Was man auf einer Bahnfahrt über Selektion im Reagenzglas lernen kann. Ein Gespräch mit dem Moraltheologen Dietmar Mieth – *Janet Schönfeld*

094
„Man muss der Typ dafür sein“
An der European Business School wird die Führungselite von morgen ausgebildet. Künftig sollen sie schwören, ehrliche Kaufleute zu sein – *David Krenz*

100
Mir doch egal
Nur Gott ist unfehlbar – das Sündenregister der Autoren

102
Spaß beiseite
Mitten in der Wirtschaftskrise wählten die Isländer einen Komiker zum Bürgermeister ihrer Hauptstadt. Was hat sich seitdem verändert? Ein Besuch in Reykjavik – *Esther Göbel*

110
Unter anderen Umständen
Susanne kriegt ein Kind, Vanessa macht Karriere. Ein Streitgespräch – *Hanni Heinrich*

112
Der alte Müll und das Meer
Schrott und Plastik überschwemmt die Ozeane. Ein Besuch bei Müllfischern in Südengland – *Hanni Heinrich*

120
Die Unsichtbaren
Im Hintergrund sorgen sie dafür, dass sich das große Rad reibungslos dreht – *Esther Göbel*

122
Und hatten den Tod an Bord
Sieben junge Idealisten wollen nach Südamerika segeln. Sie kommen bis Marokko. Protokoll einer Katastrophe – *Holger Fröhlich*

003 **Editorial**, *004* **Impressum**, *005* **Reportageschule**, *008* **Fotostrecke**, *128* **Kontakt**

Folgenschwer

Eine Fotostrecke

Japan, Fukushima

Ein Beamter für Strahlenschutz untersucht mithilfe eines Geigerzählers ein Kind auf radioaktive Belastung. Am 11. März 2011 wird Japan vom schwersten Erdbeben seiner Geschichte erschüttert. Der folgende Tsunami reißt ganze Städte mit, tötet Tausende Menschen und beschädigt mehrere Nuklearanlagen. Im Atomkraftwerk Fukushima Daiichi kommt es zu einer radioaktiven Katastrophe: Mehrere Reaktorblöcke explodieren, die Strahlenwerte der Umgebung steigen dramatisch. Im Umkreis von 20 Kilometern werden die Bewohner evakuiert.
Foto: picture alliance/dpa

Ägypten, Kairo

Anfang Februar 2011 blockieren Demonstranten einen Panzer auf dem Tahrir-Platz in Kairo. Hunderttausende Ägypter protestieren gegen die hohe Arbeitslosigkeit, für Demokratie und den Rücktritt von Präsident Hosni Mubarak. Am 11. Februar zahlt sich ihr Durchhaltevermögen aus: Der Diktator tritt ab. Die Proteste in der arabischen Welt verbreiteten sich wie ein Lauffeuer. Tunesien machte den Anfang, Ägypten folgte, auch in Libyen, Jemen, Syrien, Bahrain, Saudi-Arabien, Jordanien kämpfen die Menschen für ihre Freiheit.
Foto: Ted Nieters/Polaris/laif

1

2

3

4

5

6

Deutschland

Margot Käßmann tritt zurück (1). Landarzt – Hausbesuch bei einem Patienten (2). Ein Baby auf der Intensivstation (3). Kunstschatz: Ein Restaurator arbeitet an der Planetenlaufuhr von 1668 (4). Drogentherapie: Hunde sollen beim Ausstieg aus der Sucht helfen (5). Frau im Seniorenheim: Wer versorgt uns im Alter? (6).
Rechte Seite Unser Essen: Puten in Massentierhaltung (o.). Streit um einen Bahnhof: Stuttgarter protestieren gegen S21 - die Polizei setzt Wasserwerfer ein (u.).

Fotos: picture alliance/dpa. Uli Reinhardt/Zeitenspiegel (2). Kathrin Harms. Sascha Montag/Zeitenspiegel. Jan Kuchenbecker

Fotos: Action Press, Franz Bischof

USA, Golf von Mexiko

Über einem brennenden Ölteppich im Golf von Mexiko steigt eine Rauchsäule auf. Zwei Monate zuvor, am 20. April 2010, explodiert wenige Kilometer entfernt die Erkundungsplattform Deep Water Horizon wegen mangelnder Sicherheitsvorkehrungen. Elf Mitarbeiter sterben, Öl und Gas strömen ins Meer. Alle Versuche des Betreibers BP, die Lecks zu schließen, scheitern. Erst am 15. Juli gelingt es BP, den Ölfluss zu stoppen. Bis dahin verschmutzen 580 Millionen Liter Öl den Atlantik. Es ist die größte Umweltkatastrophe in der Geschichte der USA. *Foto: ddp images/AP/Dave Martin*

Foto: ddp images/AP/Dave Martin

auf der wiese Zwei Alpenpflänzchen retten einen Berg. Ein Castor-Polizist wechselt die Seiten. Seltene Vögel fallen vom Himmel.

Die Vogelfreien

Illegale Jäger schießen auf dem Balkan jedes Jahr Millionen Zugvögel vom Himmel. Ein deutscher Ornithologe versucht, das Massaker zu verhindern. In einem Naturschutzgebiet in Bosnien-Herzegowina trifft er auf eine Horde Gesetzloser

Text: *Julius Schophoff*
Fotos: *Henner Rosenkranz*

Trügerische Idylle Beliebter Rastplatz für Kormorane, Kraniche und Seidenreiher: der Svitava-See im Naturpark Hutovo Blato. Doch im Schilf und in kleinen Holzkähnen lauern die Vogelmörder

Abgeschossen Die Zwergscharbe ist eine europaweit geschützte Kormoran-Art

Oben auf dem Berg guckt Martin Schneider-Jacoby durch sein Fernrohr, Carl Zeiss, Objektiv 65 Millimeter. Im Visier ein Schwarm Blässhühner, sechzigfach vergrößert, in seiner Linken ein digitaler Handzähler.

Unten auf dem See steht Niko in einem Holzkahn und legt seine Schrotflinte an. Im Doppellauf zwei RC32 Caccia, italienische Jagdpatronen, Kaliber zwölf Millimeter. Er zielt auf ein einsames Blässhuhn, das mit den Flügeln schlägt, zu müde abzuheben.

Die beiden Männer trennen fünfhundert Meter Luftlinie, ein halber Tag und die Unmöglichkeit, europäische Artenschutz-Richtlinien in ein Land zu bringen, das in Korruption und Gesetzlosigkeit versinkt. Eine Geschichte aus drei Perspektiven.

Alleingelassen Martin Schneider-Jacoby ist als Projektleiter der Naturschutzstiftung EuroNatur für den ganzen Balkan zuständig

Der Vogelschützer

Als Schneider-Jacoby fertig ist mit seinem Schwarm, hat er 1100 Blässhühner gezählt. „Das ist nichts“, sagt er mit hochgerissenen Brauen, „es könnten hunderttausend sein!“ Diese Sümpfe böten alles, was ein Wasservogel braucht, Schilfwälder, Sandbänke, Fische, Lagunen – und doch sieht man statt großer Schwärme oft nur einzelne Vögel über den Himmel ziehen. „Sie haben alles leer geschossen!“

Doktor Martin Schneider-Jacoby, 54, ist Projektleiter der deutschen Naturschutzstiftung EuroNatur. Er ist Vogelschutz-Experte für die Staaten des ehemaligen Jugoslawiens; seit fünfundzwanzig Jahren kämpft der Ornithologe vom Bodensee gegen die Wilderer vom Balkan.

An diesem kalten Morgen im Januar trägt er einen schwarzen Cowboyhut und kurvt seinen dunkelgrünen VW Lupo die Straße zum See hinunter, nie schneller als erlaubt. Als er wenig später am Schilfufer entlang läuft, ist es seltsam still – doch den Ohren eines Ornithologen entgeht nichts.

„Schschscht!“ Er bleibt wie eingefroren stehen, hebt die Hand und flüstert: „Hört ihr das? Dieses Tschp-tschp-tschp? Das ist der Seidensänger.“ Ein paar Meter weiter stockt sein Schritt wieder und er richtet sein Fernglas auf einen schwarzen Punkt am Himmel: „Eine Rohrweihe, ein Raubvogel, ganz typisch für diese Gegend.“

Der Naturpark Hutovo Blato könnte ein Idyll für Vogelkundler sein. Doch dann raschelt es im Schilf: Ein angeschossener Mäusebussard zieht den rechten Flügel nach und versucht, ins Reet zu entkommen. In ein paar Tagen wird er verhungern. Ein Stück weiter liegt ein kleiner Kormoran tot im Gras. Schneider-Jacoby hebt ihn auf, nimmt den blutigen Schnabel zwischen die Finger und betrachtet den braunen Kopf. „Eine Zwergscharbe“, sagt er, „eine streng geschützte Art.“ Die tödliche Bleikugel steckt im Unterkiefer.

Die Zwergscharbe steht auf der Roten Liste der gefährdeten Tierarten. Als im Oktober 2008 das erste jemals in Brandenburg gesichtete Exemplar von Jägern erschossen wurde, waren Deutschlands Vogelschützer entsetzt, der Fall ging durch die Presse, die Staatsanwaltschaft ermittelte.

In Bosnien-Herzegowina scheint Schneider-Jacoby der einzige zu sein, der sich um bedrohte Vögel schert. Er zieht durch Schutzgebiete und fotografiert Jagdverstecke und Patronenhülsen, Lockenten und Lautsprecher. Seine selbst moderierten Videos beginnen mit den Worten „Tatort Adria – Vogelmord auf dem Balkan“ und zeigen bewaffnete Männer in Militärkluft, die mit Schnellbooten übers Wasser jagen. Er notiert die Nummernschilder ihrer Autos, trifft Wildhüter und Direktoren von Naturparks und schreibt Briefe an die Minister, in Bosnien-Herzegowina und Kroatien, in Serbien, Montenegro und Albanien. Seit zwei Jahrzehnten fährt er die östliche Adriaküste auf und ab, er spricht perfekt serbokroatisch, sogar die Akzente – und doch scheinen sie ihn nicht zu verstehen.

Seine hellrote Haut passt nicht in dieses raue, staubige Land, in dem der Krieg die Gesichter gehärtet hat. Unter den kantigen Männern mit Schnurrbärten wirkt Schneider-Jacoby mit seinen schmalen Lippen und dem flachen Kinn wie eine Blaumeise unter Bussarden.

Er kommt aus einer anderen Welt. Schon sein Vater war Ornithologe, Vorsitzender des Naturschutzbundes (NABU) Schwäbisch-Hall. Mit vierzehn geht der Junge für einen Sommer auf die Bodenseeinsel Reichenau und hilft als Freiwilliger auf einem Hausboot zur Vogelbeobachtung. Dort verliebt er sich in die Tochter seines Chefs, dem NABU-Vorsitzenden aus Konstanz. Seine Diplom-Arbeit schreibt er über die Belchenschlacht, das traditionelle Blässhuhn-Gemetzel am Bodensee, dann heiratet er seine Jugendliebe, sie bekommen vier Kinder – und benennen sie allesamt nach Vögeln: Milan, Merlin, Robin, englisch für Rotkehlchen, und Eleonora nach dem seltenen Eleonorenfalken. Und wenn seine Vögelchen mal wieder ausgeflogen sind, macht der Vater den Grauspecht: Schneider-Jacoby hebt die Nase, spitzt die Lippen und pfeift eine leicht absteigende Folge heller Töne: „Der Grauspecht! Das ist unser Familienruf.“

Er sitzt nun in der Lobby des Hotels von Karaotok, übersetzt „schwarze Insel“, ein kleiner Zypressenhügel, der aus den Sümpfen des Naturparks ragt. Im Winter kommen selten Gäste, aber an diesem Abend hat sich ein schwedischer Hobby-Ornithologe zu Schneider-Jacoby gesellt.

71 verschiedene Vogelarten hat der Schwede an diesem Tag erkannt, nun trägt er sie fein säuberlich in seinen Ringelblock ein: Sechs Silberreiher, drei Samtkopfgrasmücken, 45 Alpenstrandläufer und ein Seeregenpfeifer.

Am nächsten Abend, es ist Sonntag, treffen die beiden sich wieder. Der bullige Schwede ist in seinem Sessel versunken, den Blick zu Boden gesenkt. Die halbe Welt hat er bereist, um Vögel zu beobachten – aber so etwas hat er noch nie erlebt. Seit dem frühen Morgengrauen hallten die Salven über die Sümpfe, mit zwanzig Booten scheuchten die Wilderer die Vögel über den See.

„Das hier ist keine Jagd“, sagt er, „das hier ist Krieg!“

Neben ihm sitzt Schneider-Jacoby und erzählt, wie er morgens die Schüsse mit dem Handzähler gemessen hat, sechsundsiebzig waren es in fünf Minuten. Und wie ihm am Nachmittag ein Jäger begegnete, dem drei Blässhühner vom Gürtel baumelten. Als er ihn fragte, ob er wisse, dass die Jagd im Naturpark verboten ist, antwortete der Wilderer nur:

„Nema države, nema zakona!“

Kein Staat, kein Gesetz.

Die Wilderer

Ein Schuss peitscht über den See, zweihundert Bleikugeln prasseln auf das Blässhuhn ein, vergebliche Flügelschläge klatschen aufs Wasser. Ein zweiter Schuss, dann ist der Vogel erledigt.

„Fertig!“, sagt Niko, zeigt auf das Blässhuhn und lacht. Er legt das Gewehr ins Boot und holt einen silbernen Flachmann aus der Innentasche seiner Camouflagejacke. *„Rakija“,* sagt er mit einem Grinsen, Schnaps. Es ist neun Uhr morgens.

Niko reißt den Außenborder an, der grüne Holzkahn schiebt sich über den silbernen See, in dem sich die schneebedeckten Berge spiegeln. Als die Beute eingesammelt ist, gleitet er zurück in eine Schilfinsel, sein Jagdversteck, und wartet.

Niko Mrvalj ist ein guter Schütze. Als 1991 der Bosnienkonflikt losbrach, meldete er sich als Achtzehnjähriger freiwillig zur kroatischen Armee. Er kam in eine Spezialeinheit, die die Hafenstadt Dubrovnik verteidigen sollte. Doch gleich bei einem der ersten Angriffe der serbischen Truppen zerfetzte eine Mörsergranate seinen Bauch, seine Milz war nicht zu retten. Seitdem lebt er von einer Kriegsbeschädigtenrente, 8000 Kuna, knapp ▸

Außer Kontrolle Die Wilderer im Naturpark Hutovo Blato fürchten keine Konsequenzen: „Kein Staat, kein Gesetz.“

Sonntagsvergnügen Ein Fischer begutachtet den Kormoran, den Wilderer Niko erbeutet hat (oben). Zur Stärkung gibt es Salami, Weißbrot und selbstgepanschten Wein aus Plastikflaschen (unten)

Schützenfest Zwei Stunden vor Sonnenaufgang hat die Jagd begonnen. Bis zum Mittag feuern die Männer auf alles, was fliegt (oben). Niko hat das Schießen in der kroatischen Armee gelernt (unten)

Kein Geld Nikola Zovko vor der Karte seines Naturparks. Der Direktor kann seine Parkwächter nicht bezahlen. Er weiß, dass sie wildern: „Von irgendetwas müssen die Männer ja leben."

1100 Euro, und mit einem Granatsplitter in der Brust. Die Wohnung im kroatischen Metkovic, die ihm zudem bezahlt wird, steht meistens leer. Seine Heimat ist das Dorf Dračevo in Bosnien-Herzegowina, wo er bis heute bei seinen Eltern lebt.

Dračevo liegt an der Westgrenze des Naturparks. Häuserruinen mit eingefallenen Ziegeldächern stehen zwischen grauen Neubauten, denen die Fassaden fehlen, weil den Bauherren das Geld ausging. Die Luft ist trocken, am Wegesrand brennen auf kleinen Feuern die Zweige von Kiwisträuchern, die Bäuerinnen verkaufen an Straßenständen Mandarinen. Von den Bäumen am Fluss wehen bunte Plastikfetzen, aufgeschwemmt von der letzten großen Flut. Lawinen aus Abfall kriechen die Hänge herab, Gummischläuche und Autoreifen, Fernseher und Kühlschränke, getragen von einem Meer aus blauen Müllsäcken. Die Hälfte der 350 Einwohner Dračevos ist arbeitslos. Es gibt nicht viel zu tun. Außer am Sonntag, da fahren die Männer hinunter zum See.

Es ist Mittag, als Niko sein Boot durch eine Schilfschneise steuert und am Ufer festmacht. Die Jagd hat zwei Stunden vor Sonnenaufgang begonnen, nun sind die meisten Wilderer zurück an Land. Unter einem löchrigen Tarnnetz kauert eine Gruppe junger Männer in Militäranzügen. Auf dem Betontisch, die Beine in zwei Bierkästen gegossen, liegen Klappmesser, fette Salami und Weißbrot, an einem Stock über dem Feuer brutzelt der Bauchspeck. Dazu gibt es selbstgepanschten Wein aus knittrigen Plastikflaschen.

Der Jüngste, kaum volljährig, stopft seine Beute, 13 Blässhühner, in einen Jutesack und verstaut ihn im Kofferraum eines zerbeulten Fiat Pandas. Sein Vater sitzt am Feuer und erzählt von früher. Damals, im vereinigten Jugoslawien, war die Gegend ein Jagdgebiet, man brauchte einen Jagdschein und einen Tagespass, Motorboote und Lockenten waren verboten. Fünf Blässhühner durfte jeder pro Tag schießen, mehr nicht, an der Brücke am Ende der Schotterpiste wartete die Polizei und überprüfte die Kofferräume.

Doch das war vor dem Krieg, und damit, das sagen hier alle, in einer anderen Zeitrechnung. Heute kommt kein Polizist mehr. Es gibt keine Regeln, die Lage ist außer Kontrolle.

Einer der jungen Männer springt auf und ergreift seine Flinte: eine Zwergscharbe im Tiefflug. Zwei Schüsse, ein Treffer, der Vogel stürzt in eine Pfütze im Gras, keine zehn Meter entfernt. Die Männer lachen, die Zwergscharbe reckt den Hals und würgt drei kleine Fische aus, die noch zappeln. Es dauert ein paar Minuten, bis der Vogel verendet. Er wird in der Pfütze liegen bleiben, die Männer werden nicht einmal zu ihm hin gehen; Zwergscharben sind mager und trocken, damit sie halbwegs schmecken, müsste man sie tagelang einlegen.

Sie schießen auf alles, was fliegt, doch je später der Tag, desto seltener treffen sie. Um ein Uhr mittags feuert Ivan, der mit dem rötesten Kopf, ein Dutzend Schrotladungen in die Luft. Er trifft nur einmal, und das nicht mal richtig; das taumelnde Blässhuhn sinkt langsam in Richtung des anderen Ufers. Hundert Schüsse bräuchte er für einen Vogel, sagen die anderen und lachen. Ivan lacht mit und nimmt noch einen Schluck vom Fusel.

Am frühen Nachmittag packen sie langsam zusammen, die dreißig Wilderer, die heute an den See gekommen sind. Sie verstauen Campingstühle, Außenborder und Schrotflinten in ihren Renault 4 und Golf 1 und röhren mit ihren rostigen Kisten durch den Schlamm. Die letzten Schüsse fallen aus einem fahrenden VW-Bus. Es ist Ivan. Er lacht und ruft: „Geht doch zum Direktor!"

Der Direktor

Eigentlich wollte Nikola Zovko seinen Park gern vom Boot aus zeigen. Drei Stunden, 75 Euro. Nein? Na dann eben in seinem Büro.

Zovko, der Direktor des Hutovo Blato, sitzt an seinem dunklen Holzschreibtisch, hinter ihm die Karte des Parks, links und rechts hängen holzgerahmte Fotos. Auf einem startet ein Schwarm Blässhühner, auf einem anderen schwimmt eine Zwergscharbe neben einer Seerose. In einem Glaskasten reißt ein präparierter Riesenlachs das Maul weit auf.

Das Problem, sagt Zovko, sei das Geld. 15 000 Euro habe ihm der Kanton für die Gehälter seiner achtzehn Mitarbeiter zugesichert, doch seit über einem Jahr schon bekommt er nicht mal mehr ein Drittel. Er kann seine zwölf Ranger nicht mehr bezahlen, keinen von ihnen. Nur die sechs Mitarbeiter der Verwaltung bekommen weiter ihr Gehalt. Die Frage ist, was es zu verwalten gibt.

Der Naturpark Hutovo Blato liegt brach. Es sollte ein Touristenparadies werden, das die ganze Region belebt, doch es kommen nur Schüler und im Herbst ein paar italienische Jagdtouristen. Die überdachten Foto-Safari-Boote unten am Fluss versinken im Schlamm, auf dem Naturlehrpfad liegen die grünen Hülsen der Schrotpatronen.

Der Naturpark sollte ein Touristenparadies werden. Doch die Gäste blieben aus, auf dem Lehrpfad liegen die Hülsen der Schrotpatronen

Zovko zündet sich eine Zigarette an, Marke Walter Wolf. Was, Herr Direktor, machen Ihre zwölf Ranger denn jetzt, da sie keine Arbeit mehr haben?

„Krivoloviti", antwortet Zovko und stößt Rauch unter seinem Schnurrbart aus. Sie wildern.

Und Sie hindern sie nicht daran?

„Nein. Von irgendwas müssen die Männer ja leben. Also lasse ich sie ihr Gehalt schießen."

Das Gespräch ist eine Viertelstunde alt, als der Direktor ungeduldig wird. Er habe nun keine Zeit mehr, es gibt viel zu tun, denn morgen kommt der Minister.

Das lindgrüne Haus mit den weinroten Ziegeln, in dem sich das Büro des Direktors befindet, ist das neue Besucherzentrum, gestiftet vom Umwelt- und Tourismusministerium der Föderation Bosnien und Herzegowina. Minister Herceg wird persönlich kommen, um es einzuweihen. Drei Gärtner sind damit beschäftigt, die kahlen Beete vor dem Eingang mit einer Reihe kleiner Bäume zu bepflanzen, auf der Zufahrtsstraße nach Karaotok werden die Schlaglöcher geteert.

Am nächsten Morgen um kurz vor zehn rollt eine Kolonne glänzender Limousinen auf die „schwarze Insel" zu. Es ist der 2. Februar 2011, vierzigster Geburtstag der Ramsar-Konvention, einem Vertrag zum Schutz von Feuchtgebieten internationaler Bedeutung – Hutovo Blato ist eines davon.

Die Türen nagelneuer Audi A8 und E-Klassen öffnen sich, Männer in schwarzen Maßanzügen und Sonnenbrillen versammeln sich auf dem Parkplatz vor dem Besucherzentrum. Aus einem Landrover steigt eine junge Frau im kurzen Zebrarock: die PR-Chefin des Ministeriums. Auf Pfennigabsätzen eilt sie auf den Direktor zu, gibt ihm ein paar Anweisungen und schiebt ihn vors Mikrofon. Ein Dutzend Fotografen und vier Fernsehteams richten ihre Kameras auf ihn – doch der Direktor hat jetzt nicht viel zu sagen: Herzlich willkommen, schön, dass Sie so zahlreich erschienen sind. Begrüßen wir nun gemeinsam den Herrn Minister.

In der zehnminütigen Rede von Nevenko Herceg geht es vorrangig um die gute Arbeit seines Ministeriums. Er spricht von der erfolgreichen Zusammenarbeit mit Naturschutz-Organisationen, von der Aufnahme in die EU und vom Kampf gegen die Klimaerwärmung. Von Wilderei kein Wort. Noch einmal betont er, wie viel sein Ministerium in den letzten fünf Jahren erreicht hat, dann strahlt er in die Kameras und schneidet gemeinsam mit dem Direktor das rote Band durch.

Nebenan, im Hotel von Karaotok, wird das Buffet aufgefahren. Es gibt Forelle und Dillkartoffeln, Cevapcici und schwarzen Reis, Tintenfischringe und dazu reichlich Rakija. Doch etwas fehlt auf den Tischen, was hier sonst auf der Speisekarte steht: Blässhuhn mit Kartoffeln, 12,50 Euro.

Fünf Euro zahlt das Hotel den Wilderern vom See. Der Kellner kommt aus Dračevo und saß morgens mit Niko und den anderen im Café. Hier erzählen sie auch von dem offenen Geheimnis, das jeder im Dorf kennt und die Wilderer aus ihren fahrenden Autos rufen: Nikola Zovko, der Direktor von Hutovo Blato, ist einer von ihnen. Er wildert in seinem eigenen Park.

Im Frühjahr fliegen wieder Scharen von Zugvögeln auf die östliche Adriaküste zu, auf ihrem Weg nach Mitteleuropa. Das Meer liegt hinter ihnen, ihre Flügel sind schwer, vor ihnen türmen sich die Gipfel des dinarischen Gebirges. Nur an wenigen Stellen reißt die Felswand auf und die Sümpfe dahinter verheißen Frischwasser, Fische und ein bisschen Schlaf im Schutz der Berge.

Die Wilderer warten schon. |

Keine Arbeit Fünf Euro bekommen die Wilderer für ein Blässhuhn. Sie wissen, dass der Direktor nichts gegen sie unternimmt

Der Schwarze Peter von Duisburg

Bei der Loveparade 2010 starben 21 Menschen. Veranstalter, Stadt, Polizei – bis heute fühlt sich keiner verantwortlich. Chronologie der Schuldzuweisungen

Recherche: *David Krenz, David Weyand*
Grafik: *Claudia Haas*

Rainer Schaller
Chef der Firma Lopavent, Veranstalter

Land Nordrhein-Westfalen
Innenministerium und Polizei

Adolf Sauerland
Oberbürgermeister Stadt Duisburg

Die Staatsanwaltschaft ermittelt

Sender

24. Juli 2010
An einem überfüllten Zugangstunnel zum Gelände der Loveparade in Duisburg kommt es zu einer Massenpanik. 21 Menschen werden zu Tode getrampelt, mehr als 500 werden verletzt.

03. August '10
Ein Gutachten im Auftrag der Stadt benennt Pflichtverletzungen durch Dritte. So hätten etwa geparkte Einsatzwagen der Polizei die Fluchtwege verstellt

1. September '10
Ein Gutachten des Innenministeriums schreibt die Hauptverantwortung dem Veranstalter zu. In dessen Sicherheitskonzept sei weder eine Mindestzahl an Ordnern festgelegt noch die allgemeinen und besonderen Sicherheitsdurchsagen konkretisiert worden. Auch die Stadt wird kritisiert: „Als allgemeine Ordnungsbehörde war sie dafür verantwortlich, Gefahren für die öffentliche Sicherheit und Ordnung abzuwehren."

25. Juli '10
Der Vorsitzende der deutschen Polizeigewerkschaft (DPolG), Rainer Wendt sagt: „Letztlich sind Stadt und Veranstalter für die Tragödie verantwortlich." Er habe schon vor einem Jahr gewarnt, Duisburg sei kein geeigneter Ort für die Loveparade. „Die Stadt ist zu klein und zu eng für derartige Veranstaltungen."

26. Juli '10
Rainer Schaller gibt der Polizei die Schuld: „Die Einsatzleitung hat die Anweisung gegeben, alle Schleusen vor dem westlichen Tunneleingang zu öffnen." Darum seien viele Besucher unkontrolliert in den Tunnel geströmt.

28. Juli '10
Innenminister Jäger macht Schaller für die Massenpanik verantwortlich: „Der Veranstalter hat die Vorgaben seines Sicherheitskonzeptes nicht eingehalten."

04. August '10
Der Vorsitzende der Gewerkschaft der Polizei (GdP), Konrad Freiberg, widerspricht den Vorwürfen der Stadt: „Die Polizei ist bei den Vorplanungen mit politischem Druck an die Wand gespielt worden. Einwände wurden nicht berücksichtigt, kritische Stimmen mundtot gemacht."

15. August '10
OB Sauerland steht wegen der Loveparade-Tragödie stark in der Kritik, Rücktrittsforderungen lehnt er im Fernsehen ab. Die „Frage der Verantwortung" sei nicht abschließend geklärt.

30. August '10
Veranstalter Schaller lässt Videos von Überwachungskameras ins Internet stellen. Im Kommentar des Films wird das Unglück mit Fehlern der Polizei und einem „Pfropf" an den Gittern begründet. DPolG-Chef Wendt kritisiert die Öffentlichkeitsarbeit von Lopavent: „Herr Schaller manipuliert und verdunkelt, wo er kann. Ihm geht es offenbar nicht um die Wahrheit, sondern nur darum, seinen eigenen Hals zu retten."

1. September '10
In einem eigenen Bericht weist die Stadt jede Verantwortung zurück. Man habe bei der Planung und Vorbereitung der Loveparade nicht gegen Amtspflichten verstoßen. „Die Mitarbeiter haben rechtmäßig gehandelt." Das Sicherheitskonzept von Lopavent sei im Einvernehmen mit der Polizei und anderen Sicherheitsbehörden aufgestellt worden.

1. Dezember '10
Innenminister Jäger weist Spekulationen zurück, Ursache für die Tragödie könnte der Abzug einiger Hundertschaften gewesen sein: „Es hat zu keinem Zeitpunkt an Einsatzkräften gemangelt." Der Veranstalter habe die verabredeten Maßnahmen nicht umgesetzt. „Die Schleusen wurden nicht geschlossen. Da hätte keine Polizeikette standhalten können."

2. Dezember '10
Schaller sagt bei einem TV-Jahresrückblick: „Es tut mir unendlich leid, ich kann es nicht rückgängig machen." Ihm sei bewusst, dass er als Veranstalter eine moralische Verantwortung trage. Die Schuldfrage müsse allerdings juristisch geklärt werden.

23. Dezember '10
Sauerland schreibt in seinem Weihnachtsgrußwort: „Ich bedauere es sehr, dass ich mich in der Vergangenheit selbst an den Diskussionen über Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten beteiligt habe. Ich möchte mich an dieser Stelle ausdrücklich entschuldigen, wenn bei den Betroffenen der Eindruck entstanden sein sollte, dass ich mich meiner Verantwortung entziehen will."

18. Januar '11
Die Staatsanwaltschaft leitet ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der fahrlässigen Tötung und der fahrlässigen Körperverletzung ein. Ermittelt wird gegen 16 Mitarbeiter und Beamte der Stadt, des Veranstalters und der Polizei. Weder Sauerland noch Schaller sind darunter.

19. September '10
Im Stadtrat wird über eine Abwahl von OB Sauerland entschieden. Er bleibt im Amt.

10. November '10
Bei einem öffentlichen Auftritt wird Sauerland mit Ketchup bespritzt. Der Angreifer trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift „21 Verstummte klagen an".

Empfänger

Der Bulle von Gorleben

Eckhard Groß aus dem Wendland war Polizist und Atomkraftgegner. Er musste die Castor-Transporte vor den Demonstranten schützen und wollte gleichzeitig seine Heimat vor dem radioaktiven Abfall bewahren. Erst seit er pensioniert ist, kann er ohne diesen Zwiespalt leben

Text: *Janet Schönfeld*
Foto: *Christian Werner,* ***Porträt:*** *Henner Rosenkranz*

Mit 18 Jahren schwor Eckhard Groß, Leib und Leben zum Wohle der Allgemeinheit einzusetzen. „Freund und Helfer“, das Motto der Polizei, gefiel ihm. Das wollte der Junge aus dem Wendland auch einmal sein, als er sich 1965 auf der Polizeischule in Hamburg bewarb.

Groß ist in Liepe geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen. Fünf Kilometer von Gorleben entfernt, sechzig Einwohner; ein Örtchen, in dem für die Polizei ein Radfahrer ohne Licht das Ereignis des Tages war. In Hamburg dagegen warteten auf den jungen Polizeianwärter aufregendere Geschichten: „Einmal hat mir eine Prostituierte mit dem Knie ins Gesicht getreten und einmal habe ich einen Selbstmordkandidaten vom Dach geredet.“

Gorleben war damals ein Dorf wie viele. Das Wort „Endlager“ hatte noch nie jemand gehört. Und als Eckhard Groß Ende der Siebziger zu seiner späteren Dienststelle nach Lüchow-Dannenberg versetzt wurde, war von Atomkraftgegnern weit und breit noch nichts zu sehen. Groß fuhr Streife und schlichtete Streitereien auf dem Schützenfest. Er heiratete, bekam zwei Söhne und baute ein Haus.

Die Idylle dauerte nicht lange. Dann trafen 1977 der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt (SPD) und der niedersächsische Ministerpräsident Ernst Albrecht (CDU) die Standortentscheidung für das atomare Zwischenlager in Gorleben. Groß gerät noch heute in Rage, wenn er daran denkt: „Mit den dummen Wendländern kann man’s ja machen. Die dachten sich, ist sowieso dünn besiedelt hier an der Grenze zur DDR, was soll da schon passieren?“

Es passierte eine Menge. Tausende Atomkraftgegener kamen und ein paar hundert gründeten die „Freie Republik Wendland.“ Als im Juni 1980 das Hüttendorf geräumt wurde, hätte er zum ersten Mal fast seinen Job verloren. Viele der Demonstranten kannte er persönlich, und auf seinem Auto klebte „Gorleben soll leben“. „Wir sollten keinen mehr reinlassen, damit die Einsatzkräfte das Hüttendorf räumen konnten. Aber ich hab rechts und links die Jungs durchgelassen, die aus Berlin oder Frankfurt kamen.“ Er kümmerte sich nicht um den Befehl. „Hab gesagt, ´Mensch ihr hattet einen so langen Weg, lauft da rauf`.“

Groß wurde von Kollegen verpfiffen und noch am selben Tag vom Dienst suspendiert. Bei seinem Chef entschuldigte er sich, er könne sich doch seinen Nachbarn nicht in den Weg stellen. Tags darauf durfte er wieder zum Dienst erscheinen.

Warum er seine Uniform nicht einfach ausziehe, wurde er damals von einigen Dorfbewohnern gefragt. „Leicht gesagt. Ich hatte nur Polizist gelernt, zwei kleine Jungs, eine Frau und gerade gebaut.“ Also blieb er und verteidigte die Wendländer bei seinen Kollegen: Sie seien keine Kriminellen; sie lebten seit Generationen hier, hätten Kinder und Enkel und wollten denen kein verseuchtes Land hinterlassen.

Ein Fremder erkennt heute schnell, wo der Landkreis Lüchow-Dannenberg beginnt. Schon vierzig Kilometer vor Gorleben liegen Attrappen von Atommüllfässern auf den Feldern, ein gelbes X ist an Bäume genagelt. Dazwischen hängen Banner mit der Aufschrift „Zum Absender zurück“ oder „Wir machen den Weg nicht frei“. Strohpuppen mit Gasmasken und Sensen in den Händen sitzen vor roten Backsteinhäusern. Im Übrigen wenig Menschen, viel Wald, wenig Straße, viel Feld.

Eckhard Groß, das volle graue Haar exakt gescheitelt, spricht mit ruhiger Stimme. Man traut ihm zu, dass er eine Fliege lieber fängt und an die frische Luft setzt als sie totzuschlagen.

Polizisten haben nahe Gorleben eine Gruppe von Demonstranten mit Tränengas in ein Waldstück getrieben und eingekesselt

„Am Anfang brachen Freundschaften und Familien auseinander.“ Groß´ eigener Vater verstand nicht, weshalb der Sohn dagegen war und verkaufte sogar für die Erkundung des Salzstocks ein Stück Land. Durch den Sportverein ging ein Riss, an den Biertischen wurde hitzig diskutiert, man lud sich nicht mehr zu Geburtstagen ein. Bis dahin war Groß unpolitisch, jetzt aber ging es um die Zukunft seiner Kinder, um seine Heimat, um seinen Kiefernwald, um seine Elbtalaue.

Also ließ sich Polizeimeister Groß für die Unabhängige Wählergemeinschaft (UWG) in den Gemeinderat wählen. „Ich war der grüne Bulle, der auf der Seite der Demonstranten stand.“ Groß war akzeptiert in der Gemeinde, konnte in alle Dorfkneipen gehen. „Bis auf eine. Da waren die Extremen, die haben grundsätzlich alle Polizisten rausgeschmissen.“ Aber bei sechs CDU-Sitzen zu fünf UWG-Sitzen hatten die „Nein-Sager“ im Gemeinderat immer das Nachsehen. 1996 stieg er wieder aus.

„Irgendwann hab ich mal den Satz gehört `Politik ist der Spielraum, den die Wirtschaft ihr lässt.´ Das stimmt.“ Es regt ihn auf, wenn Bundeskanzlerin Angela Merkel den Chefs von Energieunternehmen zuprostet und „die sich alle wieder über ein neues Milliardengeschäft freuen.“

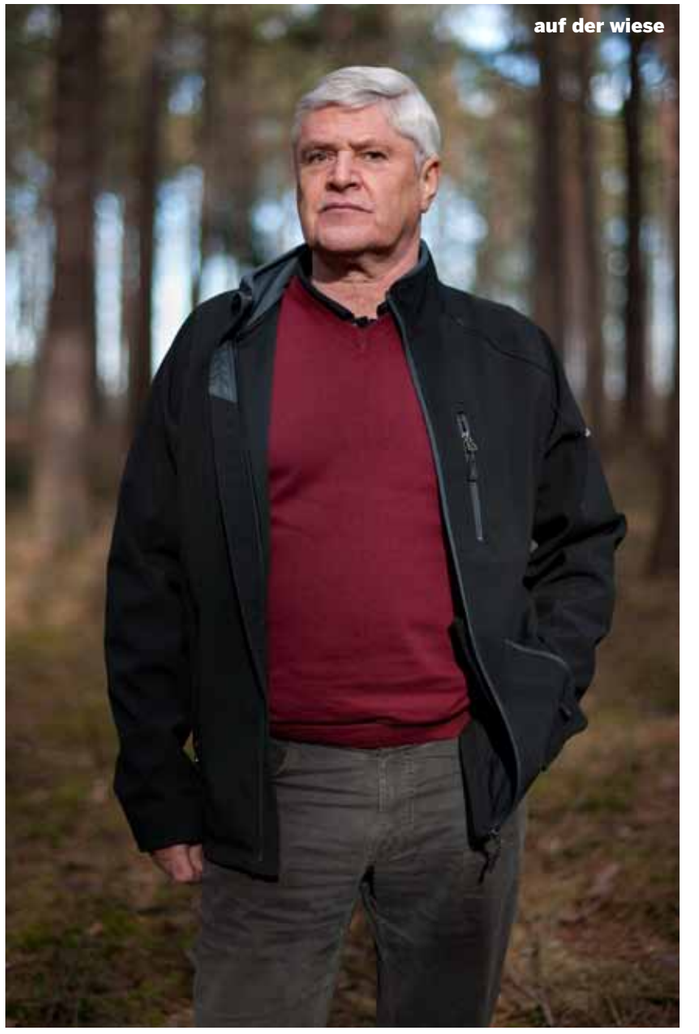
Groß ist stolz darauf, dass er nie seinen Gummiknüppel benutzt hat. Er war kein Haudrauf-Polizist. „Ich hab’ lieber gequatscht als mich auf irgendwelche Scharmützel einzulassen.“ Fürchten musste man ihn nur auf dem Fußballplatz. In seiner Mannschaft, dem TUS Lüchow, spielten Polizisten und Atomkraftgegner aus dem Dorf gemeinsam. „Zum Glück gab es da noch ein zweites Leben. Sport verbindet, und das Feiern danach noch mehr.“

Als er einmal wegen einer Meniskusoperation nicht zum Dienst antreten konnte, humpelte er bei einer Großdemonstration mit Frau und Kindern in der Menschenmasse mit. Natürlich wurde das registriert, und die üblichen Beförderungen gingen an dem „grünen Bullen“ öfter mal vorbei.

Manchmal stand der Polizist Groß auf einer Demo auch seinen Söhnen gegenüber. Und die Ehefrau fragte sich, wer wohl gesünder nach Hause kommen würde. Seit Eckhard Groß 2007 pensioniert wurde, geht es ihm besser. „Jetzt kann ich mich auch vor das Tor des Salzstocks stellen, was ich vorher nicht gemacht habe, und mit den anderen protestieren.“ Nur wenn Polizisten angepöbelt werden, mischt er sich ein: „Lasst sie in Ruhe, die sind nicht so verkehrt.“

Wenn kein Transport in Richtung Gorleben rollt, ist es in Liepe so still wie früher. Eckhard Groß fährt mit dem Rad über die Dörfer, holt Brennholz aus seinem eigenen Wald oder macht sich auf nach München, wo sein Lieblingsverein spielt, der FC Bayern.

„Jetzt erst bin ich ich“, sagt er. |



Freie Meinung Heute kann der 63-Jährige Eckhard Groß protestieren wann und wo er will

Radtour Auf dem Weg von Wunsiedel nach Plauen hat sich ein Mitstreiter zu Heinz Ratz (links) gesellt. Gemeinsam suchen sie auf der Karte nach dem besten Weg

Tour d‘Asyl

Heinz Ratz ist Musiker und er hat eine Mission, die er den „moralischen Triathlon“ nennt. Er gibt nicht nur Konzerte, sondern läuft, schwimmt und radelt – für eine bessere Welt

Text: *Janet Schönfeld*
Fotos: *Frieder Bickhardt*

Gesellschaft Je schöner das Wetter, desto häufiger finden sich auf der Strecke Begleiter ein. Aber niemand hält so lange aus wie Heinz, der jeden Tag fünfzig bis sechzig Kilometer schafft, am Ende werden es 7000 sein

Zwischenstation In einem Asylbewerberheim in Weimar lässt sich Heinz von einer Bewohnerin ihre Geschichte erzählen. Das größte Problem für die Flüchtlinge ist die Isolation

In den Flüchtlingsheimen wird Heinz mit arabischem Kaffee und Kuchen empfangen. Die Bewohner sind dankbar, dass sich jemand für sie interessiert

Hinter Wunsiedel Wind Schneeregen in sein Gesicht. Sein Regencape flattert lose an ihm herum, noch fünfzig Kilometer bis Plauen, die Jogginghose ist schon jetzt durchgeweicht. Für solche Tage hat er eine Skibrille im Rucksack, gekauft irgendwo bei Kilometer zweihundert, zwischen Regensburg und Ingolstadt. Er hält kurz an, zieht die Brille über. Es ist Januar, Temperaturen knapp über Null.

Heinz Ratz ist Frontmann der Band „Strom und Wasser“ und er hat eine Mission: „Denen eine Stimme geben, die sonst nicht gehört werden.“ Dafür ist Heinz 2008 für Wohnungslose von Dortmund nach München gelaufen, im Jahr darauf für den Artenschutz durch Neckar, Rhein und Spree geschwommen, nun sitzt er für eine menschlichere Flüchtlingspolitik auf einem gelben Rad, Marke Utopia. 7000 Kilometer, in drei Monaten. Und abends gibt er Konzerte, in siebzig Städten.

„Mit Musik kann man unbequeme Wahrheiten viel schöner verpacken“, sagt er mit rüttelnder Stimme auf dem Kopfsteinpflaster. Vorbei an einer Talsperre, die Straße wird zum Feldweg, Heinz gibt im Sattel ein Interview am Telefon – und Utopia fährt in einen Scherbenhaufen. Der zweite Platten in zwei Tagen. Beim Reifenflicken hat er wieder das Ohr am Telefon: „Es wird später“, sagt er dem Mann vom Flüchtlingsrat. Ein paar Kilometer weiter fummelt er einen Schokoriegel aus der Lenkertasche – der sechste heute, „zur Entspannung.“ Irgendwo zwischen Wald und Wiese deutet Heinz in die Landschaft: „Hier bin ich schon als Zwölfjähriger rumgegurkt.“

Auftritt Auf der Bühne singt Heinz von „Betongemütern“ und gegen die „Verkümmerung der Liebe.“ Sein Pianist nennt ihn einen Radikalhumanisten

In seinen 42 Lebensjahren hat der Sohn einer Peruanerin und eines deutschen Arztes an ungefähr fünfzig Orten gelebt: in Ehingen, Lima, Tabuk in Saudi-Arabien, einem Jesuiten-Internat in St. Blasien, Waldshut am Rhein, in einem Heim für Straßenkinder in Buenos Aires, Spanien, Irland, Troisdorf, Mendoza, Bonn, ein Jahr auf der Straße, Pforzheim, Bremen. „Aktuell ist es Kiel.“

Heinz und Utopia stehen in Plauen, am Asylbewerberheim, Kasernenstraße 2. Das Pförtnerhäuschen ist seit Jahren nicht besetzt, der Zaun vergammelt, das Tor fehlt, Wasserflecken an den Wänden, Schimmel in den Duschen, durch die Fenster pfeift der Wind. Das Landratsamt Vogtlandkreis sagt: „Die Unterbringung der Asylbewerber entspricht den Vorgaben der EU-Richtlinie.“

Omid Aziz Ahmad bittet Heinz in sein Zimmer. Der 25-Jährige Kurde aus dem Nordirak hat seine Freunde bei sich versammelt: Adel und Sattar-Mahmood, ebenfalls irakische Kurden, und den Libyer Hamza*. Arabischen Kaffee gibt es und Kuchen, „danke“ wollen sie nicht hören. Dass sich überhaupt einer für sie interessiert, sei schon genug – und dann noch ein Musiker. Omid hält Heinz einen Brief hin, geschrieben an den Ministerpräsidenten von Sachsen. Ein Brief voller Fragen. Wo die Menschenrechte geblieben sind? Weshalb „Geduldete“ in den einzelnen Bundesländern unterschiedlich behandelt werden? Wer denn den Leuten nach fünfzehn Jahren im Lager noch eine Arbeitsstelle geben will? Omid springt auf: „Wenn der nichts macht, gehe ich damit ins Fernsehen! Oder zur Bildzeitung!“

Der Einzige im Zimmer, der Arbeit hat, ist Adel, er ist Hilfsarbeiter auf dem Bau. Im Irak war er Englischlehrer an einer Hochschule, in Deutschland hielt man sein Zeugnis für gefälscht. Die anderen drei sind nur „geduldet“. Haben keinen Pass, und ohne Pass keine Arbeitserlaubnis. Nach 2003 wurden irakische Flüchtlinge zu Tausenden zurück geschickt. Weil man seit dem Sturz von Saddam Hussein keine Angst mehr vor Verfolgung haben müsse. „Du kannst vielleicht im Irak leben, wenn du deine Klappe hältst“, Omid zieht kräftig an seiner Marlboro, „aber das kann ich nicht.“ Der Westen schicke seine Waffen in das Land und wolle mit wehenden Fahnen eine Demokratie errichten. Und wo sei die Demokratie denn im Westen? „Wenn ich zurück gehe, sterbe ich“, da ist sich Sattar-Mahmood sicher. Auf Hamza würde der liberische Knast warten. Die vier blicken immer wieder auf den alten Fernseher, Al Arabiya überträgt live aus Kairo. „Das breitet sich aus wie eine Grippewelle, ich sag’s euch.“ Omid strahlt.

Verwahrlosung Asylbewerberheim Plauen sind die Duschen schimmlig und meist defekt. Für Heinz ist das keine Überraschung, er kennt viele solche Heime

Omid spricht türkisch, kurdisch, arabisch und makellos deutsch. „Ich will arbeiten, ich hab auch meinen Stolz.“ Das sagt er seit elf Jahren, so lange schon ist er hier. Mittlerweile klopfen die Neuankömmlinge immer zuerst an seine Tür: Behördenbriefe soll er übersetzen, dolmetschen auf dem Amt, Mut machen. Er kennt sich aus. „Aber du kriegst ’ne Meise mit den Jahren.“ Die leeren Wodkaflaschen im Glasschrank verraten, dass ihm manchmal die Puste ausgeht. „Das ist wie Knast“, er kneift die Augen zusammen, wird hibbelig, „nur würde ich da wissen, warum ich drin wär.“ Immerhin hat Omid ein Einzelzimmer. „In Wunsiedel müssen vier Männer auf zwölf Quadratmetern schlafen“ sagt Heinz. „Dort gibt es im Keller eine Dusche für dreißig Personen und eine Waschmaschine für sechzig“. Die sei aber gerade kaputt.

Er muss los. Soundcheck im „Malzhaus“. „Kommt heute Abend,

*Name geändert

Emigrantenschicksal Die Geschichte des Kenianers Joseph Mathenge (rechts) geht Heinz besonders nahe

Engagement Beim Konzert in Leipzig hat Heinz noch die Thermohose unter der Jeans. Zum Umziehen war keine Zeit. Zwischen den Liedern erzählt er dem Publikum von seinen Begegnungen

Einen Tag vor seiner Hochzeit sollte Joseph Mathenge abgeschoben werden. In Panik sprang er aus dem Fenster. Seither sitzt er im Rollstuhl – und darf bleiben

Eintritt für Flüchtlinge ist frei.“ Die Band hat inzwischen aufgebaut. Noch immer klatschnass kommt Heinz im Malzhaus an. Klamotten wechseln. Für Essen oder Duschen bleibt keine Zeit.

Eine Stunde später spielt die Truppe „Skapunkpolkarock“, wie sie es selber nennen. Jazz könnte man noch einreihen, Walzer, Tango. Und auch Kabarett. „Wir sind politisch. Aber nicht so, dass man vor lauter Betroffenheit erstarrt und tot umfällt.“ Beweglich ist auch Heinz’ Stimme. Mal knödelig wie Max Raabe, mal grummelig wie Tom Waits. In seiner Moritatensammlung singt er von Dieter Bohlens Lächeln, von der Rache der alten Elbe, über die Fortschrittsgläubigkeit, „Intelligenzdesign“ oder die Verkümmerung der Liebe.

„Es ist, als wollte man Härte nur preisen
Und alles, was sanft ist, verächtlich zerreißen
Und doch: von Betongemütern umgeben,
blüht noch immer – das zärtliche Leben.“

Menschenrechte er irakische Kurde Omid ist ein Kämpfer. Er schreibt Briefe an die Behörden, spricht makellos deutsch und sagt: „Ich will arbeiten, ich habe auch meinen Stolz“

Radikalpoet nennen ihn die einen, sozialistischer Anarcho die anderen, „eher ein Radikalhumanist“, findet sein Pianist. Wenn Heinz nicht singt, dichtet, schwimmt, läuft, Rad fährt, telefoniert oder organisiert, schreibt er Theaterstücke und Bücher wie „Der Mann, der stehen blieb“ oder „Hitlers letzte Rede.“ Zwischen den Liedern erzählt er dem Publikum von seinen Begegnungen in den Flüchtlingsheimen. Oder er witzelt über seinen „sehr deutschen“ Vater, der früh erkannte, dass der Junge „zu nichts taugt, außer zum Provozieren.“ So sei er auf der Bühne gelandet. In der Pause läuft er mit einem ausgetretenen Bundeswehrstiefel in der Hand durch die Reihen. Sein Spendentopf. In den soll jeder so viel Geld werfen, dass „ ich mindestens Schmerz in euren Gesichtern sehe.“ Immerhin sei es für die Flüchtlinge. Für Plauen gehen an diesem Abend 540 Euro ein. Die Eintrittsgelder und Spenden bekommen die lokalen Flüchtlingsräte und die Organisation PRO ASYL.

Am nächsten Morgen hängen die Wolken wie Luftschiffe am Himmel, die Instrumente sind im Bandbus verstaut, „Utopia“ mit Wasser und Schokolade bepackt. Eine Handvoll Mitradler hat sich eingefunden. Es kann losgehen. Nächste Station.

Chemnitz, Dresden, Görlitz, Cottbus. So geht es weiter. Jeden Tag fünfzig, sechzig Kilometer auf dem Rad. Dann wird Heinz irgendwo vom Bandbus aufgesammelt. „Wir haben die Strecken verkürzt, damit mehr Zeit für die Gespräche in den Lagern bleibt.“ Und jeden Abend ein Konzert. „Die Band, die sich durch wachsende Oberschenkel auszeichnet.“ So stellen sie sich inzwischen vor. Manchmal vergisst der Frontmann, auf der Bühne die Thermounterhose auszuziehen.

Vor dem Konzert in Frankfurt an der Oder trifft Heinz auf Joseph Mathenge, einen Kenianer im Rollstuhl. Er kam 1999 nach Deutschland, verliebte sich in eine Deutsche. „Wir wollten heiraten“, sagt Joseph. Einen Tag vor der Hochzeit, im März 2006, wurde er mit seiner Freundin zur Ausländerbehörde bestellt. Dort war man darüber informiert, dass am nächsten Tag die Hochzeit sein soll. Und da mit der Ehe eine Aufenthaltsgenehmigung verbunden ist, erhielt er stattdessen einen Abschiebebescheid nach Kenia. Jetzt. Sofort. „Hand in Hand saß ich mit meiner Frau. Ich wollte nur noch mal mit ihr reden. Unter vier Augen.“ Aber es tauchten zwei Polizisten auf. Joseph verstand nicht. Panik kroch in ihm hoch. „Give me a chance“ bettelte der 35-Jährige, er wollte doch nur mit seiner Frau reden. „Scheinheirat und einen ungültigen Pass“, unterstellte ihm die Angestellte der Stadt. Beides stimmte nicht. Joseph stürzte sich aus dem Fenster der Männertoilette. Seitdem ist er querschnittsgelähmt. Der damalige Bürgermeister besuchte ihn im Krankenhaus, zu Ostern. Er hatte einen Schokoladenhasen dabei, eine Flasche Sekt und ein Buch über Frankfurt, die Stadt, die ihn loswerden wollte. Dazu einen Stempel: Aus humanitären Gründen durfte Joseph nun bleiben.

Botschafter Am Tag nach der Vorstellung wird das nächste Ziel angepeilt. Die Instrumente haben sie im Bandbus verstaut

Er schnallt sich die Kniestütze an, damit er in seinem Rollstuhl stehen kann. „Meine Mutter weiß noch immer nichts davon. Ich kann es ihr nicht sagen.“ Sie weiß nur, dass er mittlerweile verheiratet ist. Seit 2008. Mit jener Frau, die an dem Tag vor der Hochzeit seine Hand hielt. Sie hält sie bis heute.

Heinz hat Professoren und Ärzte getroffen, die seit Jahren ohne Arbeit in den Flüchtlingsheimen leben. Er hat mit Familien gesprochen, bei denen nur ein Elternteil eine Aufenthaltserlaubnis bekam. Der andere musste zurück. „Aber solche Geschichten wie die von Joseph gehen mir richtig an die Nieren“, sagt er, inzwischen wieder auf dem Rad und unterwegs nach Berlin. An der Ausländerpolitik könne er nichts ändern. Aber es hätten sich Ehrenamtliche bei ihm gemeldet, die Deutschkurse geben wollen oder Musikunterricht. „Alles ist willkommen, was die Flüchtlinge aus der Isolation holt. Wir können auch von denen viel lernen.“ Oft kommen Leute aus dem Publikum zu ihm, die noch mehr über das Thema erfahren wollen. „So gesehen bin ich zufrieden, mit dem, was ich erreiche.“ |

Mein Patenkind

Im Berliner Naturkundemuseum lagern 25 Millionen Insekten. Um sie fachgerecht aufbewahren zu können, braucht das Museum Geld. Die Idee: Besucher übernehmen die Patenschaft für Mückenmumien, Käferkadaver und Schmetterlinge am Spieß

Text: *David Krenz*
Fotos: *Christian Werner*

Von Angesicht zu Angesicht Für die Spender gibt es regelmäßig Führungen durch das Archiv. Dann können sie ihre Schützlinge bewundern, wie zum Beispiel den Bockkäfer

Alles im Kasten Schmetterlinge sind besonders beliebt bei den Paten. Damit auch winzige Fliegen einen Paten finden, muss Museumskonservator manchmal Überzeugungsarbeit leisten

Vorbei am Brachiosaurus-Skelett und den Neandertalerfratzen, die rote Kordel zur Seite, die steinerne Treppe hinauf, zu den verborgenen Museumsschätzen. Die Gäste, ein Vater und sein Sohn, wollen endlich zu ihren Patentierchen. Sechs Jahre ist es her, da haben sie 20 Euro an das Berliner Naturkundemuseum gespendet. Sie sind gespannt, was wohl drin steckt, im Holzkasten mit ihrem Familiennamen drauf? Museumskonservator Sven Marotzke, ein kleiner Mann in den Vierzigern mit Schnurrbart und Strickjäckchen, geht voran, Reihe 6, Schrank Hepialidae. „Wurzelbohrer“, sagt er, „nicht erschrecken, hat nichts mit Zahnarzt zu tun.“ Im Kasten: zwei Dutzend graue Falter, auf Stecknadeln gespießt. „Kiek mal, Johnny!“, sagt der Vater stolz.

Ein, zwei Mal die Woche führt Marotzke Paten durch das Archiv mit den getrockneten Faltern und Wanzen. Sein Interesse für Insekten hat sich im Biologiestudium entwickelt: „Jeder Student musste eine Tiersammlung anlegen. Faul wie ich war, hab’ ich einfach ein paar Käfer aufgespießt.“ Heute ist er Herr über die Fliegen und Mücken des Archivs, 18 000 Kästen.

Er und die Kollegen aus den fünf anderen Teilsammlungen pflegen und sortieren den Bestand, jedes Jahr kommen 150 neu entdeckte Arten dazu. „Wir bringen Ordnung in das System der Natur“, sagt Marotzke über seine Arbeit.

Heute lagern insgesamt an die 25 Millionen Insekten im Museum, sie wurden in der ganzen Welt gesammelt, viele sind Hunderte Jahre alt. „Der Centauruskäfer hier von Achtzehnhundert sieht aus wie frisch gefangen“, sagt Marotzke. Durch ihr Außenskelett müssen Insekten nicht konserviert werden. Die Aufbewahrungskästen altern weniger würdevoll, sie sind rissig geworden, Schädlinge knabbern die Exponate an. Um Geld für neue Kästen aufzutreiben, kam das Museum 1998 auf die Idee mit der Patenschaft.

Mittlerweile gibt es 6000 Paten. Die meisten wollen für bunte Schmetterlinge oder kuriose Käfer spenden. „Fliegen sind nicht so beliebt, aber das ändert sich nach einem Besuch bei mir“, sagt Marotzke. Dann zeigt er den Gästen die Afrikanische Raubfliege, die sich als Hummel tarnt und ihre Beute während des Flugs erledigt und verspeist.

Manchmal klappt das mit der Faszination erst auf den zweiten Blick: Als ein Ehepaar einmal seinen Patenkasten besuchen wollte, war darin nichts zu sehen. Auch Marotzke stutzte, „dann hab ich auf den Nadeln winzige Krümel entdeckt“, sagt er. Sie hatten die Patenschaft für Erzwespen übernommen, die nicht größer als Pantoffeltierchen sind. „Die Leute haben gelacht und waren begeistert, dass man sich auch mit so was beschäftigen kann.“ |

Glänzend in Form Der Centaurus hat zweihundert Jahre auf dem Buckel und sieht aus wie frisch gefangen

*Ab*gefahren!

Ischgl – das ist eine Spitzenadresse unter den Ski-Dorados in Tirol. Jetzt soll der Ort am Fuß der Silvretta noch attraktiver, noch extremer, noch cooler werden. Das bedeutet: noch mehr Pisten, noch mehr Lifte – und immer weniger Dorf

Text: *Susanne Faschingbauer*
Fotos: *Christoph Naumann*

Nichts war dem Hoteliersohn Günther Aloys zu verrückt, um Ischgl nach vorn zu bringen. Er engagierte Rockstars, färbte Flüsse und ließ Kühe bemalen. Zuletzt hatte er, was er wollte: den Ballermann der Alpen

Sechzehn Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, einhundertsechsundsechzig Tage im Jahr liegt das Ischgler Bergvolk seinem König zu Füßen: dem Gast.

Skifahrer, Snowboarder und Saufbolde kommen aus Deutschland, Russland und Holland. Sie sind zweihundert Mal so viele wie die Menschen im Dorf, reisen in Auto- und Buskolonnen an, packen Koffer und Scheine aus, hinterlassen Spuren im Schnee und Müll in den Straßen: zersplitterte Gläser, bepisste Wände, gefrorene Kotze. Wenn sie im nächsten Winter wieder kommen, erwarten sie: mehr Party, mehr Piste, mehr Luxus.

Sechzehn Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, einhundertneunundneunzig Tage im Jahr bereitet sich das Ischgler Bergvolk auf das Kommen der Könige vor. Die 1600 Dorfbewohner buddeln Tunnel, Tiefgaragen und Millionen von Euro in die Erde, bauen Seilbahnen und Lifte. Sie wollen im nächsten Winter noch besser sein. Damit Captain America wieder kommt.

Platzangst Mit 1,3 Millionen Übernachtungen in der Saison ist die Kapazität von Ischgl eigentlich schon ausgereizt. 99,9 Prozent der Gemeindefläche sind verbaut

Captain America heißt eigentlich Marc, ist 29 Jahre alt und Badener. Er steckt in einem blauen Kostüm mit weißen Stars und roten Stripes und steht vormittags um elf mit seinem Snowboard und etwa einem Promille Alkohol im Blut auf der Piste. Vor acht Stunden ist er in Karlsruhe in den Bus gestiegen, vor sechs Stunden in sein Captain-America-Kostüm geschlüpft und mit seinen Freunden hat er unterwegs „vorgeglüht“. Er feiert seinen Junggesellenabschied.

Die Welt wankt, wenn Captain und Crew abfahren. Die Welt in Ischgl, das ist die Silvretta Arena, eines der größten Skigebiete Tirols. Platz zwei, hinter Sölden. Das Dorf im Nachbartal hat Vorsprung, mehr Piste, mehr Gäste. Ischgl passt das nicht – und drückt aufs Tempo.

„Du musst den Willen haben, Nummer eins zu sein“, sagt Günther Aloys, 63, lang, sportlich, polierte Lackschuhe. Er hetzt über schwarze Granitfliesen durch die Lobby seines Designhotels Madlein und versucht Ischgl zu verkörpern, wie es sich am liebsten sieht: „jung, dynamisch, fäschn-affiehn“.

Er ist Geschäftsmann, betreibt zwei der größten Hotels im Dorf, mit 200 von 11 000 Betten, und verlangt bis zu eintausend Euro pro Nacht; dafür deckt er seine Gäste mit Pelzdecken zu, schürt Feuer im suiteeigenen Kamin und chauffiert sie mit einem neun Meter langen Geländewagen durch die Alpen.

Er setzt sich an der Glasfront der Lobby auf ein Ledersofa, legt sein Nokia auf den Edelholztisch und redet so schnell, als könne er mit Sätzen Geld machen.

„Gegen den Willen von allen“, Gemeinderäten, Bergbauern, Hoteliers, baute Vater Erwin Aloys vor einem halben Jahrhundert die erste Seilbahn. Die Drahtseile rissen, sonst „klappte alles“. 1964 lief sie als Österreichs längste Seilbahn auf Ischgler Gebiet – und Papa plante den nächsten Streich. Er gewann die Nachbarn aus See, Kappl und Galtür als Aktionäre und steckte das Kapital in Lifte und Pisten. Die Silvretta Arena erstreckte sich nach den ersten fünfzehn Jahren auf 250 Hektar, eine Fläche so groß wie das Dorf selbst.

Der Sohn sieht den Drang nach Erfolg als sein Erbe und sich als Alpenrebell. Aufgewachsen auf der Alm, flüchtete er nach dem Abi nach Las Vegas. Er kam zurück, als es mit der Heimat aufwärts ging. Glück, Glanz und Glamour sollten nun auch die Berge erobern. Er erfand die Marke Ischgl – und erschuf den Ballermann der Alpen.

Sehen und gesehen werden! Nach diesem Slogan vermarktete Aloys seine Heimat. Er engagierte Rockstars von Bob

Hochgefühl Vor fast einem halben Jahrhundert bekam Ischgl die erste Seilbahn. Heute transportieren 41 Lifte 83 100 Personen pro Stunde auf die Skipisten

Dylan bis Kylie Minogue für Konzerte on „Top of the Mountains“, er gewann Paris Hilton als Werbegirl für seinen Dosenprosecco, er lud Bill Clinton, Naomi Campbell und Dieter Bohlen ein. Alle kamen. Er kippte zweihundert Kilo Mineralien in den Inn, und dieser floss wie ein roter Teppich durch Österreich, um Simyply Red zu begrüßen. Er wollte vierhundert Kühe mit Warhols und Picassos bemalen, bloß hielten die Kuhfelle die Farbe nicht. Eine Wintersaison lang ließ er Freier ein- und ausgehen, sagte später dem Richter, er habe nichts gewusst vom „heimlichen Bordell“ im Keller seines Designhotels. Der glaubte ihm nicht, sprach ihn aber frei vom Vorwurf der Zuhälterei. Der Prozess kratzte zwei Jahre lang an Aloys’ Image.

Schnee von gestern. Der Tourismusvisionär fixiert die Zukunft. Erst verschlingt er „all’ diese Trendsachen, ich bilde mich aus wie ein Vietnamkämpfer“, dann präsentiert er seine Ideen im Kampf um die „Funatiker“, die modernen Touristen, auf Messen, vor Gemeinderäten und im Ledersofa der Lobby sitzend. Heftig gestikulierend zeichnet er seine Vision von Ischgl 3000 in die Luft: Die rechte Hand sprengt eine Treppe

in den imaginären Berg, 8500 Stufen, das „ICH wird steppingerlebbar“. Treppensteigen als Meditation, links, rechts, Yin, Yang. Die linke Hand formt eine Kuppel; damit möchte er die Alpen überdachen und dem Klimawandel trotzen, das Projekt heißt „Schnee von Morgen“.

Ischgl müsse sich neu erfinden – mit Günther Aloys als Art-Direktor. „Wir müssen noch besser, noch extremer, noch cooler werden!“

Zweihundert Meter über Ischgl sieht man das anders. „Wachstum ist der Tod des Menschen“, sagt Johannes Reinalter, 43, müder Blick, Bartstoppeln. Er trinkt Kaffee mit frischer Ziegenmilch, sitzt in seiner Küche am Esstisch. Draußen schiebt sich die Sonne über die Berggipfel.

Reinalter ist Bergbauer und Betreiber eines Biohofs. Er lebt in 1500 Metern Höhe „ein friedliches Leben“; mit ihm seine Frau, die zwei Kinder, die Eltern, acht Kühe, zwei Kälber, vier Ziegen, Hühner und ein Hase.

Reinalter erkennt Ischgl nicht wieder. „Würde man mich auf den Dorfplatz stellen, ich wüsste nicht wohin mit mir.“ Er meidet das Tal, weil es rasant wächst. Die Häuser haben sich in den vergangen dreißig Jahren verdoppelt: doppelt so viele, doppelt so hoch. Das schmale Tal liegt eingequetscht zwischen mächtigen Dreitausendern. Einst siedelten die Menschen auf kleinen Höfen, heute ragen Hotels groß wie Königspaläste in den Himmel, erst drei Stöcke, dann vier, fünf, sechs. Es gibt keinen Platz mehr, der Quadratmeter Grundstück in Ischgl kostet bis zu viertausend Euro, 99,9 Prozent der Gemeindefläche sind verbaut – nur nach oben ist noch Luft. ▸

Widerstreit Während Hotelier Günther Aloys für Ischgl immer verwegenere Pläne entwirft, warnt der Bio-Bauer Johannes Reinalter: Ungebremstes Wachstum sei der „Tod des Menschen“

Gästeservice Viele Wege führen auf den Berg. Im Ort leitet ein 190 Meter langer unterirdischer Tunnel die Touristen zu den Talstationen. Oben können sie sich von einem Motorschlitten noch höher ziehen lassen

Noch halten der vom Aussterben bedrohte Bacher'sche Löwenzahn und der Mähnen-Pippau die Bauwut der Bergbahnbetreiber im Zaum. Aber schon heißt es: „Da oben blüht doch nichts."

Bis Mitte des 20. Jahrhunderts war das Tal mausearm; Handwerker, Bauern und sogar Kinder wanderten im Sommer über die Alpen, um Geld zu verdienen. Arbeit kam mit den Liften. Die Tiroler sprengten Felsen für Pisten, Bagger rollten auf den Berg und durchs Tal, die Welt verwandelte sich rund um Reinalters Biohof. Laster ruckelten an mit der Aufschrift „Wir bringen, was ihr braucht!" Das war, als der Bergbauer erkannte: „Wir haben doch alles, was wir brauchen." 1980, sagt er, war die Spitze eigentlich erreicht, an Gästen, Straßen, Pisten. Unten im Tal reisten dennoch jährlich mehr Menschen an, der Strom an Winterurlaubern hat sich seither verdreifacht. Heute kommen zusätzlich viertausend Saisonarbeiter aus Rumänien, Tschechien, Polen und Ostdeutschland. Das Dorf hat sich in eine Stadt verwandelt, zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist Ischgl die reichste Gemeinde Tirols.

„Wie viel vertragen die Alpen noch?", fragt der Bergbauer. „Ein beschränkter Lebensraum braucht beschränktes Wachstum."

Im Nachbarort Galtür versuchte man genau dies. Das Dorf liegt fernab vom Ischgler „Remmidemmi" und hat von allem ein wenig: ein bisschen Piste, ein bisschen Tourismus, ein bisschen Ruhe.

In der letzten Kneipe im Tal sitzt der ehemalige Bürgermeister Galtürs, versunken in ein Pils, an einer kargen Holztheke. „Ischgl ist schlimmer als das Oktoberfest", grummelt der 70-Jährige, er trägt Baumwollpullover und Bergschuhe, die Haare grau und kurz. Othmar Türtscher ist stolz darauf, dass er sich 1979 dagegen entschied, seine Heimat zu verkaufen. Er erteilte Seilbahnpionier Erwin Aloys eine Abfuhr, als es darum ging, den Gletscher auf Galtürs Gemeindegebiet zu erschließen. Eine riesige Skischaukel? Nein, danke. „Des woa ned mei Bier." Das Bergdorf wuchs langsam, baute ein paar Hotels, hielt sich an die Gefahrenzonenpläne, die aus der Bezirkshauptstadt Landeck kamen: Rote Zonen markierten Schneisen von Lawinen und waren Sperrgebiet. Man versuchte alles richtig zu machen – und doch traf es Galtür.

König Kunde Umwerfend findet Captain America, was ihm Ischgl zu bieten hat. Er will wieder kommen

Seit drei Wochen war ununterbrochen Schnee gefallen. „Ich konnte die Lawine riechen", sagt Türtscher. Nur einige wenige, denen die Berge fremd waren, hätten Häuser und Hotels verlassen. Am späten Nachmittag des 23. Februar 1999 rast eine Lawine mit vierhundert Stundenkilometern auf das Dorf zu. Die fünf Meter hohen Schneemassen überrollen Galtür – und begraben 31 Menschen.

Drei Tage nach dem Unglück schickte Günther Aloys ein Fax an den Tourismusverband, in dem er sich über die sinkenden Umsatzzahlen beklagte.

In der Lobby des Hotels Madlein hetzt Aloys noch immer von Wort zu Wort. Bevor er die Silvretta Arena überdacht, muss sie noch wachsen. Wie eine Krake greift Ischgl nach dem nächsten Berg: dem Piz Val Gronda. In 2812 Metern Höhe ragt der Gipfel aus der Stille des Schnees, Granitfels reißt dunkelgraue Wunden ins Weiß. Unter der Schneedecke verborgen liegt ein Paradies. Im Frühjahr recken die Nordische Simse und das blaugrüne Rispengras ihre Blüten und Blätter zaghaft aus der Erde. Botaniker forschen, Naturschützer frohlocken, beide stimmen überein: Der Piz Val Gronda ist eine Naturoase. So seltene, so viele Pflanzen wachsen nirgends sonst in den Österreichischen Alpen.

Zwei von ihnen droht der Artentod. Entscheiden der Bacher'sche Löwenzahn und Mähnen-Pippau über die Zukunft der Alpen? Zumindest sind sie rechtlich geschützt, als einzige auf dem Piz Val Gronda, und versperren der Silvretta Seilbahn AG den Weg. Die größte Bergbahn Tirols, Umsatz 55 Millionen Euro jährlich, arbeitet an einem Gegengutachten. Man will beweisen, dass Pippau und Löwenzahn an vielen anderen Orten wachsen – nicht nur auf der geplanten Piste.

Dahinter steht ein Kampf, der dreißig Jahre alt ist. Auf der einen Seite: die Gemeinde Ischgl und die Slivretta AG; auf der anderen Seite: Naturschützer und das Land Tirol. Sie möchten den Wettstreit der Bergbahnen und Täler nicht mehr mitmachen. „Wir müssen wachsam sein, dass nicht alle Gebiete erschlossen werden." 1988 lehnte das Land den Antrag ab, 2002 erneut. Und 2011?

„Da oben blüht nichts", schimpft Aloys. „Ich verstehe den Stress nicht. Es geht um zwei Kilometer Piste und einen Lift." Wenn die Seilbahn AG und Ischgl den Kampf um den Berg gewinnen, fürchten Naturschützer einen Dammbruch. Dem Land Tirol liegt ein Dutzend ähnlicher Anträge vor.

Günther Aloys blickt auf die Uhr, die Zeit rast.

Objekt der Begierde Den unerschlossenen Piz Val Gronda (im Hintergrund) haben Investoren schon im Auge. Sie warten nur noch auf grünes Licht vom Land Tirol

Draußen auf dem Dorfplatz hat die Nacht längst begonnen – um sechs Uhr abends. „So muss es in der Hölle sein", lallt Captain America, „so überfüllt." Er lehnt an der Theke im Kuhstall, der beliebtesten Aprés-Ski Bar Ischgls, Tirols und, wenn es nach den Machern geht, der ganzen Winterwelt. Der Captain setzt sein neuntes Bier an, nach dem siebten war er bei der Talabfahrt einen Abgrund hinunter gestürzt, Schnee im Nacken, Schrecken im Gesicht. Grade noch gut gegangen, Grund zum Feiern. „Jodeldijai" knallt es aus den Boxen. Ein Höllenlärm. Hippe Junge, pubertierende Alte und vollbusige Dirndln grölen und „tanzen". An der Garderobe waren abzugeben: Ski, Scham und die Mütze.

Der Reisebus, den Captain und Crew gebucht haben, verlässt gegen Mitternacht das Tal. Einer hat's nicht geschafft. Er muss sich verirrt haben zwischen Seilbahn und Aprés-Ski Bar, liegt wohl benommen unter einem Kneipentisch. Er wird erwachen, wenn Ischgl schon wieder strahlt. Das Dorf schläft nicht, dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr. |

Die Good Bank

Lange wurde sie belächelt, doch die Finanzkrise änderte alles: Die Bochumer „Gemeinschaftsbank für Leihen und Schenken“ zeigt, wie das Wirtschaften der Zukunft aussehen könnte. Eine Erfolgsstory

Text: *Esther Göbel*
Fotos: *Natalie Becker, Esther Göbel*

Gutes Geschäft: Filialleiter Wilfried Münch und Rentnerin Dorothea Offermanns wollen verantwortlich wirtschaften. Er finanziert mit der GLS-Bank ökologische Projekte, sie schenkt der Bank Geld

Das gute Gewissen der Finanzwelt trägt an diesem Morgen ein blaues Hemd, darüber einen locker sitzenden schwarzen Anzug. Keine Krawatte.

Wilfried Münch, 48, sitzt in der Stuttgarter Filiale der „Gemeinschaftsbank für Leihen und Schenken“ (GLS). Wer von draußen hinein schaut in die Bank, blickt auf ein riesiges Transparent. „Geld mag die Schale für Vieles sein, aber nicht der Kern“, steht darauf, oder „Geld gleicht dem Seewasser – je mehr man davon getrunken hat, desto durstiger wird man.“ Innen: rostrot gestrichene Wände und viel Glas, auf der Toilette Räucherstäbchen und Alverde-Seife.

„Ökologisch, sozial, transparent“, diesen Werten hat die GLS sich verschrieben – es klingt wie ein Scherz. Zu tief sitzt für viele noch immer der Schock, den die globale Finanzkrise auslöste mit ihren maßlosen Bankern und faulen Krediten.

Doch die GLS meint es ernst: „Unser Ziel liegt darin, die Grundbedürfnisse des Menschen zu befriedigen“, erklärt Filialleiter Münch. Deswegen müssen die Kunden nicht auf Zinsen, Anlagefonds oder ein Girokonto verzichten; die GLS funktioniert wie jede andere Genossenschaftsbank. Mit einem entscheidenden Unterschied: Alle Geldgeschäfte müssen einen realen Nutzen für den Menschen erwirtschaften.

Bei den Kunden kommt diese Botschaft an: Eine online-Befragung von n-tv und *Börse Online* kürte die GLS im vergangenen Jahr zur besten Hausbank. Die Zahl der Kunden stieg um 18 000 auf insgesamt 93 000, die Bilanzsumme wuchs um 38 Prozent. Sieben Filialen gibt es mittlerweile im Bundesgebiet, seit fünf Jahren wächst die älteste Ökobank Deutschlands zweistellig.

Die Kunden verzichten freiwillig auf hohe Renditen, ihnen ist verantwortliches Wirtschaften wichtiger. So investiert die GLS nur in Projekte, die strenge Auswahlkriterien erfüllen. „Sie finden bei uns sicher keine Rüstungs- oder Atomunternehmen“, sagt Münch. Investiert wird hingegen in die ökologische Landwirtschaft, Freie Schulen oder regenerative Energien. In der hauseigenen Zeitung *Bankspiegel* können die Kunden regelmäßig nachlesen, welches Projekt von der Bank zuletzt wie viel Geld bekommen hat. Die Buddhismus Stiftung Darmstadt im vergangenen Jahr beispielsweise 147 792 Euro, die Rudolf Steiner Schule Berlin 200 000 Euro.

„Natürlich müssen wir auch darauf schauen, dass sich ein Modell finanziell trägt“, sagt Banker Münch, „aber bei uns kriegen gute Ideen eine Chance.“

Ingo Riethmüller ist einer von denen, die eine Chance bekommen haben. Er sitzt in der „Lummerland“-WG in Tübingen und schlürft frisch gebrühten Kräutertee. Um ihn herum schlängeln sich bunte Teller und Tassen die Wandregale empor, ein schief gewachsener Gummibaum neigt sich unter der hohen Decke dem Küchentisch entgegen.

Riethmüller ist ein hagerer Mann mit dünnem langem Haar und Augenringen so tief wie Krater. Seit über 25 Jahren lebt er in der „Schelling“, wie das alternative Wohnprojekt genannt wird. „Bunt wohnen – quer denken – anders leben!“, so lautet das Motto der 110 Menschen, die sich zu zwölf WGs auf dem alten Kasernengelände zusammengetan haben. Alternativ wohnen bedeutet für sie: Ein Leben in einer Gemeinschaft führen, die sich selbst verwaltet. Es gibt keinen Hausmeister, der sich kümmert, keinen Vermieter, der Druck macht, dafür Studenten und Freiberufler, Akademiker und Arbeitslose, alle Tür an Tür. Entscheidungen werden offen diskutiert und gemeinsam getroffen.

„Ohne die 1,3 Millionen Euro aus dem GLS-Kredit hätten wir das Areal 2004 nicht kaufen und damit auch nicht autonom werden können“, erzählt Riethmüller. „Die GLS hat unsere Idee eines selbst verwalteten Wohnprojekts von Anfang an ernst genommen. Eigentlich kam keine andere Bank für uns in Frage – und wir nicht für eine andere Bank.“

Auch für Filialleiter Münch blieb am Ende nur die GLS. 18 Jahre hatte er im konventionellen Bankgeschäft gearbeitet, erst bei der Landesbank Baden-Württemberg, später bei der Dresdner Bank. Münch erlebte, wie die Finanzwelt sich langsam änderte. Wie Wertpapiere und Derivate immer wichtiger wurden, die Bedeutung der Realwirtschaft zurückging und auch die Mitarbeiter nur noch am Ertrag gemessen wurden. Irgendwann hatte er keine Lust mehr auf den schnellen Profit, auf die „Born on Monday – die on Friday“-Mentalität in den Unternehmen, wie er es nennt. Er wechselte zur „good bank“.

> „Ich habe schon soviel Geld verschenkt, davon hätte ich ein Einfamilienhaus bauen können.“
> **Dorothea Offermanns**

Heute muss sich Münch nichts mehr beweisen – die Finanzkrise hat es für ihn getan. Sie sei seine persönliche Bestätigung gewesen, sagt er. Vielleicht wirkt der Banker deswegen so entspannt.

Auch für die GLS war die Krise ein Glücksfall. Immer mehr Kunden wollen jetzt wissen, was es mit „grünen“ Anlagenkonzepten auf sich hat – oder was das „Schenken“ im Namen der Bank bedeutet, und wie das alles mit Rudolf Steiner, dem Gründer der Anthroposophie, zusammenhängt.

Erklären kann es Dorothea Offermanns, 82. Die Rentnerin aus Freiburg hat sich einem Zitat Steiners verschrieben: „Man muss sich für alles in der Welt verantwortlich fühlen.“ Auch die GLS folgt – zumindest teilweise – den Ansichten des Anthroposophen. Dazu gehört jener Grundsatz vom so genannten „Schenkungsgeld“, das aus der Wirtschaft in kulturelle und soziale Bereiche fließen soll. Bei der GLS setzt man diese Idee durch die Treuhandstelle um: Sie bündelt eine Vielzahl von Stiftungen, Förderer können ihr Geld an bestimmte Projekte schenken oder auch selbst eine Stiftung gründen. Vermittler ist die Bank.

Dorothea Offermanns hat in ihrem Leben schon soviel Geld verschenkt, „dass ich mir davon sicher ein Einfamilienhaus hätte bauen können.“ Wie viel es genau ist, weiß sie nicht. Sie hat es nie gezählt.

Die Rentnerin verschenkt Geld an die GLS, seit diese sich in den frühen Siebziger Jahren gegründet hat, sie unterstützt die Zukunftsstiftung Saatgut oder die Entwicklungshilfe. „Mir macht das eben Spaß“, sagt Offermanns, während sie Zucchini, Paprika und Fetakäse fürs Mittagessen in den Ofen schiebt. „Außerdem halte ich die Not nicht aus, die ich sehe.“ Die Welt sei ein furchtbarer Ort. „Und drittens“, fügt sie hinzu, „was soll ich denn machen mit dem ganzen Geld, das ich geerbt habe?!“

Es ist eine rhetorische Frage – Geld bedeutet ihr nichts. Mit dem Schenken versucht sie, ihrem Dasein einen Sinn abzutrotzen, oder, wie sie sagt, „eine Lebensnachhaltigkeit zu schaffen“.

Doch die Rentnerin schenkt nicht nur, sie sammelt auch. Für ihre Initiative „Zahngold zurück nach Peru“ trägt sie von überall her alte Goldzähne zusammen, Modeschmuck, Manschettenknöpfe; alles was sich irgendwie einschmelzen und anschließend in Geld umwandeln lässt. 135 000 Euro hat sie auf diese Weise in den vergangenen 13 Jahren gesammelt. Das Geld läuft über die GLS-Treuhand zurück nach Peru und verhilft den Slumbewohnern in Lima zu einer Gemeinschaftsküche und einer Bäckerei.

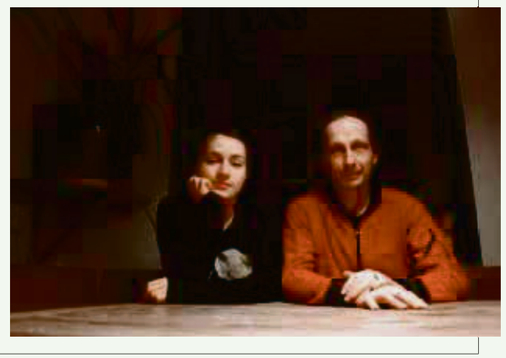
Wilfried Münch, Ingo Riethmüller, Dorothea Offermanns – es klingt fast zu schön, um wahr zu sein. Drei Gutmenschen, die sich eine neue Welt herbei sehnen, in der sie alles richtig machen?

Nein, sagt Dorothea Offermanns. Sie sehe ja jeden Tag, wie sie an ihren eigenen Ansprüchen scheitere.

„Ich bin Idealist, das ist alles“, sagt Riethmüller. Er sei niemand, der sich etwas vormache.

„Nö, ich bin bestimmt kein Träumer“, sagt auch Wilfried Münch und winkt ab.

Und was ist mit seiner Bank? Glaubt er, sie habe das Konzept der Zukunft? „Ja“, sagt Münch knapp, „das kann man so stehen lassen.“



Bunte Gemeinschaft
In der „Schelling“ wohnen Jung und Alt Tür an Tür, manchmal sogar in einer WG. So wie Theresa von Sturm, 20, und Ingo Riethmüller. Sie ist im Januar eingezogen, er lebt seit 25 Jahren in der Schelling

Viel Feind, viel Ehr

Weil er die Lokalzeitung zu unkritisch fand, gründete der Reporter Hardy Prothmann ein Blog. Seine provokanten Berichte werden nicht von allen geschätzt – aber von allen gelesen

Text: *Jonas Nonnenmann*
Fotos: *Natalie Becker*

Der Star des Abends kommt zum Schluss: Hardy Prothmann, 44 Jahre, breite Stirn, Bizeps eines Boxers. Seine Waffen: ein Kugelschreiber und ein Notizblock. Aufrecht setzt er sich auf einen der hohen Stühle, die in dem neuen Bürgersaal einen Kreis bilden wie in einer Arena.

Prothmann ist Journalist und Gemeinderat. Sein Hauptfeind, der Heddesheimer Bürgermeister, sitzt ihm direkt gegenüber. Seine Nebenfeinde sitzen rechts (CDU), links (SPD) und hinten auf der Pressebank ein Mitarbeiter des *Mannheimer Morgens.*

Tagesthema: Der Neustart der städtischen Website. Zuerst referiert ein Experte, dann sind Fragen erlaubt. „Wie viele Bürger wurden gefragt, wie sie die Seite gern hätten?“, fragt Prothmann. „Na ja...“, druckst der Experte, Bürgermeister Michael Kessler bewegt ungehalten den Kopf. „Also wurden keine Bürger befragt“, stellt Prothmann fest. „Auch wir in der Verwaltung sind Bürger“, antwortet der Bürgermeister gereizt.

Prothmann nickt und unterdrückt ein Lächeln. Hinter ihm: Neugierige Besucher, die auf seine nächste Provokation warten. Früher kamen nur ein paar Rentner zu den Sitzungen der

12 000-Einwohner-Gemeinde, inzwischen sind es jedes Mal ein paar Dutzend Zuhörer.

Wer zu Hause geblieben ist, kann am nächsten Tag im Internet auf dem *heddesheimblog* nachlesen, was den Ort bewegt – von städtischen Sparmaßnahmen bis zur Rettung von drei Amseln aus einem Auto. Nachrichten, für die bisher der *Mannheimer Morgen* das Monopol besaß.

In Heddesheim kommt das unterschiedlich an. „Prothmann macht einen auf Gott“, poltert ein CDU-Gemeinderat. „Schreiben sie ruhig meinen Namen. Ich bin nicht wie die Kommentatoren, die sich auf Prothmanns Blog anonym zu Wort melden, ich stehe zu meiner Meinung!“ Eine Besucherin, Anfang sechzig, schaut sich erst um, bevor sie flüstert: „Was im Blog steht, unterschreib ich.“ Endlich seien sich die Gemeinderäte nicht mehr ständig einig.

Im Frühjahr 2009 kündigt die Logistikfirma „Pfenning“ an, ihren Sitz nach Heddesheim zu verlegen – ein Hundert-Millionen-Euro-Projekt, über das die Honoratioren jubeln. Prothmann, bis dahin freier Journalist unter anderem für *Spiegel Online* und *DIE ZEIT,* ärgert sich über die „Hurra-Berichterstattung“ der Lokalzeitung und recherchiert selbst. Zuerst auf *blogger.de,* dann auf dem *heddesheimblog* veröffentlicht er Texte, die ein unerfreuliches Bild von der Firma zeichnen. Prothmann sieht Lärmbelästigung voraus, zerstörte Landschaften und Ausbeutung durch Leiharbeit. Bald bildet sich die Initiative *Neinzupfenning,* Projektgegner markieren das 30 Fußballfelder große Baugelände mit Luftballons.

Befürworter und Gegner verbindet eines: Alle klicken fleißig auf den neuen Blog. Monat für Monat steigt die Zahl der Leser, mit den Lesern kommen die Anzeigenkunden und Geld, um die Seite aufzupeppen. Eines Tages ruft sogar die Marketing-Chefin von Pfenning an, will wissen, was eine Anzeige auf dem Blog kostet. Am Ende einigen sie sich, und Pfenning schaltet kurz vor der entscheidenden Bürgerbefragung zwei Wochen lang Werbung. „Ich habe zugesagt, weil Anzeigengeschäft und Redaktion voneinander getrennt sind“, sagt er. Allerdings verlangt er mehr als das Zehnfache des üblichen Tarifs. Bis heute freut er sich über seinen Coup.

Eine hauchdünne Mehrheit stimmt für die Ansiedlung der Firma, trotzdem schreibt Prothmann sich in Fahrt. Keilt gegen den Bürgermeister, dem er die Feststellung „Die Gemeinde bin ich“ entlockt, gegen CDU-Gemeinderäte und weiter gegen Pfenning, jetzt mit dem Geld von Pfenning. Außerdem kritisiert er den Einsatz von Pflanzenschutzmitteln durch die Gemeinde und berichtet über Schüler, die auf Facebook mit Hitlerbart posieren. Er attackiert den *Mannheimer Morgen,* der von Vereinen eingeschickte Texte nicht deutlich als solche kennzeichne.

„Ich bin die Zukunft des Lokaljournalismus“, behauptet Prothmann in einem Interview mit dem Branchenmagazin *meedia.de.* Sein Konzept: „eine Mischung aus *Spiegel, Zeit* und Lokalzeitung.“ Das Selbstlob kommt an: 2009 verleiht ihm das *MediumMagazin* den dritten Platz als „Journalist des Jahres“, Kategorie lokale Autoren.

In Heddesheim wächst dagegen die Zahl seiner Feinde. An einem Septemberabend 2009 legt jemand ein Nagelbrett vor sein Auto, ein Stück Dachlatte gespickt mit fingerlangen Nägeln. Seine Frau Sabine steigt ein, fährt an, peng. Wenig später keucht ein anonymer Anrufer Beleidigungen in die Leitung.

Prothmann ist keiner, der die andere Backe hinhält. „Wer mich angreift, kriegt voll auf die Fresse zurück“, sagt er, während er am Küchentisch Tee serviert. Diplomatie ist nicht seine Stärke. Dafür kann er Kung-Fu, schließlich hat er als Türsteher jahrelang alleine eine Disko verteidigt. Einmal machte sich ein Gemeinderat über Prothmanns Schwerhörigkeit lustig mit der Folge, dass ▸

„Unabhängig, mutig, unterfinanziert“ – Blogger übernehmen ein Wächteramt, dem die lokale Presse nicht immer gerecht wird. Pro Jahr verliert sie zwei bis drei Prozent ihrer Leser

ein paar Stunden später das ganze Dorf im Blog lesen konnte, der Witzereißer rieche aus dem Mund. Drei Abmahnungen und eine einstweilige Verfügung hat Prothmann in seinem Leben kassiert – alle in Heddesheim.

Oft kracht es, weil er selbst Gemeinderat ist. Ursprünglich war er unabhängiger Kandidat der FDP, aber inzwischen sitzt er lieber bei den Grünen, weil die auch gegen Pfenning sind. „Journalist und Gemeinderat“, findet Bürgermeister Kessler, „das passt nicht zusammen.

Überhaupt seien streitbare Themen doch so selten in Heddesheim. Hauptversammlungen, der Weihnachtsmarkt, Ehrungen: Für Kessler ist das die Wirklichkeit seiner Gemeinde. Prothmann stelle das nur verzerrt dar, weil er auf höhere Klickzahlen hoffe.

„Ich mache eben subjektiven Journalismus“, verteidigt der sich: „Ich nehme mir die Freiheit, Fakten zu interpretieren.“ Einmal ärgerte er sich so über ein unkritisches Interview des *Mannheimer Morgens* mit dem Heddesheimer Bürgermeister, dass er der verantwortlichen Redakteurin „journalistische Prostitution“ vorwarf. Die Folge war eine Anzeige wegen Diffamierung und die Ausladung zum Süddeutschen Journalistentag.

Streichholz an der Lunte Angeheizt von Prothmanns Blog regte sich Bürgerprotest gegen die Ansiedlung eines Unternehmens. Um ein Haar hätte er das 100-Millionen-Euro-Projekt gekippt

Trotzdem oder deswegen wächst das Interesse am *heddesheimblog* – der bald nicht mehr Prothmanns einziges Projekt ist. Nach und nach gründet er vier weitere Blogs: zwei in ähnlich kleinen Orten wie Heddesheim, einen in der 40 000-Einwohner-Stadt Weinheim und einen, der sich an den ganzen Rhein-Neckar-Kreis richtet. Über 5000 Besuche haben seine Seiten pro Tag, die Jahresstatistik ist eine ansteigende Gerade. Im Schnitt verdiene er um die 1500 Euro pro Monat, erzählt er. Allerdings habe seine Frau einen gut bezahlten Job als Pressesprecherin. „Wenn ich nur vom Bloggen leben müsste, wäre es etwas wenig.“

Finanzielle Engpässe sind auch für andere Blogger typisch. „Unabhängig, mutig, unterfinanziert“ – mit diesem Slogan wirbt zum Beispiel Stefan Aigner aus Regensburg für seinen aggressiven Lokalblog. Dass ihm Geld fehlt, merkte er spätestens, als die Regensburger Erzdiözese ihn verklagte, weil er Zahlungen an Missbrauchsopfer als „Schweigegeld“ bezeichnet hatte. Den Prozess, den er jetzt am Hals hat, kann er nur mithilfe von Spenden finanzieren.

„Viele freie Journalisten versuchen, vom Bloggen zu leben“, sagt Medienexperte Horst Röper vom Formatt-Institut. „Es gibt allerdings keinen gut bezahlten Werbemarkt“. Bei einer Studie in Nordrhein-Westfalen fand Röper heraus, dass lokale Blogs gerade in Regionen mit nur einer Zeitung erfolgreich sind – ein Zeichen dafür, dass deren Angebot nicht ausreicht. Blogger könnten traditionellen Journalismus zwar nicht ersetzen, seien aber als Konkurrenz wichtig.

„Gerade Lokalzeitungen haben eine Wächterfunktion“, sagt Prothmann. „Damit meine ich eine ordentlich recherchierte Berichterstattung. Zur Zeit sind viele Zeitungen eher Totengräber der Informationen.“ Für die schludrige Arbeit mancher Kollegen hat Prothmann einen Begriff geprägt: „Bratwurstjournalismus“. Damit meint er nichtssagende Sätze wie „für das leibliche Wohl war wie immer gesorgt“ oder „der Wettergott zeigte sich gnädig.“ Anders ausgedrückt: „Dieselben blöden, langweiligen, ausgelutschten Formulierungen, wie man sie täglich in fast jeder Lokalzeitung lesen kann.“

Was sagt *der Mannheimer Morgen* zu den Vorwürfen? „Wir äußern uns nicht über konkurrierende Medien“, verkündet ein Ressortleiter im Auftrag des Chefredakteurs Horst Roth, alle weiteren Fragen blockt er ab. Der Chef selbst antwortet weder auf Briefe, noch auf E-Mails und ist auch telefonisch nicht erreichbar. „Wir fördern die freiheitliche-demokratische Entwicklung unserer Gesellschaft, indem wir über alle Bereiche des öffentlichen Lebens so … vollständig wie irgend möglich berichten“, steht in den Leitlinien der Zeitung. Wenn es um den *heddesheimblog* geht, sieht die Praxis anders aus: Der ist zwar intern immer wieder ein Thema, Mitarbeiter dürfen sich aber nicht öffentlich dazu äußern und in Artikeln schweigen sie ihn meist tot.

Immerhin produziert das Blatt seit ein paar Monaten mehr Lokalseiten. Mit dem neuen Konkurrenten habe das nicht im Geringsten zu tun, sagt ein Redakteur. |

daheim Ein Mädchen schiebt seinen Vater durchs Leben. Eine Stadt im Schwarzwald lebt vom Krieg. Ein Metzger fürchtet die Rache der Schweine.

Die Rache der Schweine

Das Schlachthaus ist ein Ort, an dem den meisten Menschen übel wird – und doch gibt es ihn nur wegen des Appetits derer, die Wurst auf ihr Brot wollen. Manchen von ihnen tun die Tiere leid. Um den Schlachter aber sorgt sich niemand. Warum eigentlich nicht? Er hätte es nötig

Text: *Holger Fröhlich*
Fotos: *Martin Stollberg*

Werner Scheffner „Der Tod ist für mich der Übergang zur endgültigen Trennung von Körper und Geist."

Ein tätowierter Mann, der aussieht wie der böse Zwilling von Günther Oettinger, bricht einem Lamm beide Hinterläufe und schneidet ihm die Hufe ab. Bevor er dem Tier einen Fleischerhaken durch die Hinterläufe treibt, trennt er ihm die Hoden ab und wirft sie zu den Hufen. Nebenan hängt ein fetter, schnaufender Mann mit blutiger Wachsschürze an einem Schaf, das kopfüber von der Decke baumelt, und zerrt ihm das Fell vom Fleisch. Das Tier ohne Schädel ist mit den Stümpfen in ein Laufband eingehängt und tropft sein letztes Blut auf die weißen Kacheln.

Wenige Laufbandmeter weiter steht Werner Scheffner auf einer Empore, senkt den Blick und sagt: „Der Tod ist für mich der Übergang zur endgültigen Trennung von Körper und Geist." Scheffner ist 54 Jahre alt, früher hat er katholische Theologie studiert, heute arbeitet er im Gärtringer Schlachthaus. Er misst den Eiweißgehalt der Fleischkeulen; viel Eiweiß bedeutet gutes, teures Fleisch. Scheffners Stempel bestimmt den Preis. Er ist nicht gerne hier, aber es war schon mal schlimmer.

Wie damals, als er noch unten stand, als er täglich töten musste. Oder noch früher, als ihn sein Vater jeden Tag nach der Schule im eigenen Schlachthaus ackern ließ, bis dem Zwölfjährigen die Augen zufielen und in der Schule kein Lehrer mehr an ihn glaubte. Heute muss er nicht mehr töten, das ist ein Fortschritt.

„Jeder Mensch hat eine angeborene Tötungshemmung", sagt Werner Scheffner, „wer zum ersten Mal tötet, in dem bricht etwas." Die Hemmung vor dem Töten sei wie eine Mauer, die jeden Menschen vor sich selbst schütze, vor der Macht zu Töten. Wer sie einmal einreißt, dem bleibt eine Ruine, über die er sein Leben lang stolpern wird.

An das erste Mal, als er ein Säugetier mit dem Messer getötet hat, könne er sich nicht erinnern, sagt er, sein Blick flieht nach links oben. Immer wenn er vom Töten spricht, tut er das. Vielleicht ist das bereits die Rache der Schweine. Die hat er früh kennen gelernt – er wusste es nur nicht.

Als die kurze Volksschulzeit vorüber ist, beginnt er eine Schlachterlehre – was sonst? Im ersten Jahr vergiftet sich ein Metzgerlehrling im Nachbardorf. Zwei andere schießen sich in den Kopf. Viele sind melancholisch bis depressiv. Alle saufen. Auch Scheffner und der Bierkasten werden Freunde. Das war seine Realität damals, er kannte es nicht anders.

Aber in ihm wächst das Gefühl, dass irgendetwas an seinem Leben nicht stimmt. Etwas muss sich ändern. Die Meisterprüfung legt er noch ab, dann beschließt Werner Scheffner, sein Geld ▸

Gnadenlos Die Bilder vom Tage verfolgen viele Schlachter bis in die Nacht und führen im schlimmsten Fall zu Depressionen, Suff und Selbstmordfantasien

Knochenjob Im Schlachthof fließen Blut und Schweiß. Der Respekt vor dem Tier kommt dabei oft zu kurz

„Kein Metzger lacht mit dem Herzen“, sagt Scheffner, „jede schlechte Tat holt dich irgendwann ein.“

Doppelleben Werner Scheffner hat katholische Theologie studiert, er wollte Pfarrer werden – heute steht er im Schlachthof zwischen Schweinehälften und bestimmt die Fleischqualität

nicht mehr mit dem Töten von Lebewesen zu verdienen und lernt Fleischereitechnik auf der Fachhochschule.

Heute weiß er, Metzger haben nach Ärzten die höchste Suizidrate. Er nennt es: ‚Die Rache der Schweine’ und spricht es mit einer Mischung aus Ehrfurcht, Angst und Faszination aus. „Kein Metzger lacht mit dem Herzen“, sagt er. Seine Lider hängen tief; unter den Augen sitzen dunkle, schlaffe Ränder. „Jede schlechte Tat holt dich irgendwann ein.“

Scheffner hält den Beruf des Fleischers nicht per se für unmoralisch. Aber jeder Schlachter stehe in der Verantwortung für das Tier, das er tötet und müsse Respekt vor dessen Ehre haben.

Vor 100 Jahren, als Metzger noch angesehene Leute waren, war das vielleicht möglich. Heute sieht es anders aus. Massenzüchter und Fließbandschlachter haben nicht mehr die Möglichkeit, dem Tier respektvoll zu begegnen. „Andauernd bauen sie irgendwo einen neuen Megaschlachthof“, sagt Scheffner, „und die Arbeiter dort werden auch gegen die Selbstmordfantasien antrinken müssen.“ Er kennt das.

Als er das zum ersten Mal begreift, hat er die Fachhochschulreife frisch in der Tasche. Er gräbt einen verschütteten Kindheitstraum aus und studiert katholische Theologie. Pfarrer will er werden. Das Fernstudium liegt ihm, sein alter Beruf ernährt ihn leidlich. In seiner Examensarbeit widmet er sich dem Tod. Damit kenne ich mich aus, denkt er – und versagt kläglich. So kläglich, dass er sich zurück in sein ungeliebtes altes Leben flüchtet.

Es dauert nicht lange, bis ihn die Rache der Schweine wieder einholt. Nachts muss er an die Tiere denken, die er tagsüber getötet hat. „Wenn Schweine spüren, dass um sie herum geschlachtet wird, dann halten sie ihr Blut zurück.“ Es muss ihr starker Überlebenswille sein, der sie langsamer ausbluten lässt, anders kann er es sich nicht erklären.

Scheffner nimmt noch einmal Anlauf für ein anderes Leben. Er fasst neuen Mut fürs Kirchenamt, lässt seine Scham hinter sich, will jetzt endgültig Pfarrer werden und wird – Vater. Nun hat er eine Familie zu ernähren und bleibt im Schlachthof.

Geblieben von dieser Episode sind eine Ex-Frau, zwei Kinder, Unterhaltszahlungen und eine tiefe Verbundenheit mit dem Heiligen Antonius dem Einsiedler.

Im Gärtringer Schlachthof ist Feierabend. Vor seiner Empore hängen die Fleischkeulen wie Designer-Anzüge, streng in einer Reihe. Der Tätowierte geht duschen. Der Kopfschlächter schließt die Halle ab. Seine Schlüssel hängen an einem Rückenwirbel vom Rind – selbstgebastelt. Halb zehn morgens, manche stehen jetzt erst auf, Werner Scheffner hat bereits dreihundert Tiere sterben sehen. Kürzlich hat er einen Backenzahn verloren. Er sagt, es komme von der Schichtarbeit, die ihm das Sonnenlicht raube.

„Aber einer muss den Job ja machen“, sagt er, und „Fleisch ist das beste und hochwertigste Nahrungsmittel.“ Lange nimmt er sich Zeit, zu erklären, warum Vegetarismus nicht funktioniere und zum Tod führe. Ohne tierisches Eiweiß, da ist er sich sicher, könne kein Mensch auf Dauer überleben. „Deshalb muss es Schlachter geben.“

Und wenn der Mensch doch ganz gut ohne Fleisch leben kann? „Dann wäre mein Leben überflüssig.“ |

Die Reifeprüfung

Wie viel Sex und Gewalt vertragen Kinder? Die Ehrenamtlichen der Freiwilligen Selbstkontrolle (FSK) treffen jedes Jahr über 7000 Entscheidungen – viele davon sind umstritten. Heute auf dem Prüfstand: der Kinofilm „Der Adler der Neunten Legion“

Text: *Julius Schophoff*

Historiendrama Abgeschlagene Köpfe, aufgeschlitzte Kehlen – die Verleihfirma beantragt eine Freigabe ab 12 Jahren

9:29 Uhr: Eine Horde langhaariger Britannen sammelt sich vor einer römischen Festung. „Ihr habt unsere Söhne getötet und unsere Töchter geschändet!“ brüllt ihr Anführer. Er führt einen gefangenen Römer vor, hebt sein Schwert und schlägt ihm den Kopf ab. Blut spritzt aus dem Hals, die Menge jubelt.

Auf den einhundert samtblauen Kinosesseln verlieren sich fünf Zuschauer. Kein Popcorn, keine Cola, dafür Klemmbretter mit Notizzetteln und LED-Leuchtarmen. Es ist der Vorführsaal der Freiwilligen Selbstkontrolle (FSK) im Deutschen Filmhaus Wiesbaden. Auf dem Prüfstand: der historische Abenteuerfilm „Der Adler der Neunten Legion“. Die Verleihfirma beantragt die Freigabe ab zwölf Jahren.

9:42 Uhr: Ein Gladiator setzt einem halbnackten Sklaven sein Schwert auf die Brust. „Töten, töten, töten!“ schreit die Arena, die Daumen nach unten. Nur ein Mann ruft: „Leben!“ Er stimmt den Mob um, die Daumen gehen hoch, der Sklave wird verschont. Der Sklave heißt Esca und ist Britanne. Sein Retter heißt Marcus und ist Römer.

In Reihe F, ganz rechts, sitzt Frau Breitbach, 39, zwei Söhne, acht und sechs. Sie leitet die Schulkinowochen in Rheinland Pfalz und ist die – Achtung – Vertreterin des Vertreters der Obersten Jugendlandesbehörden. Damit hat sie den Vorsitz im fünfköpfigen Ausschuss.

Eine Reihe vor ihr, mittig: Herr Fink, 35, keine Kinder. Er ist Seelsorger des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend in Köln – und ein „Filmfreak“, wie er sagt.

In der letzten Reihe: Herr Rosenbaum, 37, Tochter fünf, Sohn eins. Er arbeitet als Streetworker mit rechten Cliquen in Bremen und ist der Jugendschutz-Sachverständige des Ausschusses.

9:54 Uhr: Der Adler der Neunten Legion ist in den Händen der Britannen. Marcus' Vater hatte das Feldzeichen einst verloren – mitsamt seiner Ehre und fünftausend Mann. Er will ihn zurückholen, doch „kein Römer kann nördlich des Walls überleben“ – also nimmt Marcus einen Britannen mit: Esca, den Sklaven.

Reihe D, halblinks: Herr Uhlig, 82, „Single“, keine Kinder. Seit den Sechzigern arbeitete er für die Landeszentrale für politische Bildung Hessen, Bereich „Filmerziehung“.

In der vorletzten Reihe sitzt Herr Linz, 31, keine Kinder, studierter Filmwissenschaftler, seit zehn Jahren Prüfer, seit zwei Jahren Sprecher der FSK.

Linz und Uhlig wurden von der Film- und Videowirtschaft ernannt, die anderen drei von Bund und Ländern.

Gewaltspitzen Nicht einzelne Szenen entscheiden über die Freigabe, sondern Atmosphäre und Aussage des gesamten Films

Trotzdem wird der FSK häufig vorgeworfen, sie entscheide im Sinne der Verleihfirmen: Eine niedrige Altersfreigabe garantiert höhere Einnahmen.

10:02 Uhr: Beim Picknick im Wald werden Marcus und Esca von wilden Kriegern überfallen; nach zwei Minuten ist nur noch einer übrig. Er ist noch ein Kind. Esca will ihn laufen lassen, doch Marcus wirft dem Fliehenden einen Dolch in den Rücken und schneidet ihm den Hals durch.

Im Oktober 2010 gab es Riesenärger: „FSK 12 – Nichts für Kinder“ titelte die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung (FAS). Die Redaktion hatte 100 Filme getestet, ihr Urteil: 46 von ihnen würden Zwölfjährigen schaden, sie „überfordern, schockieren, terrorisieren oder die Scham- und Anstandsgrenzen brutal überschreiten.“

Keine zwei Wochen nach dem FAS-Test stand Familienministerin Kristina Schröder (CDU) auf der Matte. Nach der Lektüre des Artikels zweifelte sie öffentlich an der Arbeit des FSK: „Priorität sollte der Kinderschutz haben, nicht der Kommerz.“

10:10 Uhr: Ein Überlebender der Neunten Legion erzählt von den Kriegern des Seehund-Clans: „Sie schnitten ihnen die Füße ab, damit ihre Seelen nicht ins Jenseits wandern konnten. Sie rissen ihnen die Herzen heraus, als sie noch lebten.“

Die FSK kritisierte an der FAS, dass sie die Szenen isoliert bewertet und aus dem Filmkontext gerissen habe. Es gehe nicht darum, wie viel Blut fließt, sondern in welchem Zusammenhang. Laut FSK-Sprecher Hinz kann „ein und dieselbe Szene eine vollkommen andere Wirkung haben – je nachdem, ob sie in einem Antikriegsfilm oder gewaltbezogenen Actionfilm gezeigt wird.“ Die Frage sei: Was vermittelt der Film in seiner Gesamtheit?

10:17 Uhr: Marcus und Esca treffen auf den Seehund-Clan. Esca laden sie zum Essen ein; Marcus werfen sie in eine Höhle. Hat Esca ihn verraten? Nein, spät in der Nacht stehlen sie gemeinsam den goldenen Adler. Auf der Flucht das nächste Picknick: Esca dreht einer Ratte den Hals um und ▸

Der Anwalt der Verleihfirma spricht von einem mustergültigen Film mit sinnvollen Botschaften über Väter und Söhne, Treue und Freundschaft

zieht ihr das Fell ab. Ein Feuer würde sie verraten, also essen sie die Ratte roh. Esca, der Britanne, teilt sie brüderlich mit Marcus, dem Römer.

Noch am Tag ihres Besuchs veröffentlichten Schröder und die FSK eine Presseerklärung: Die Ministerin spricht der FSK ihr Vertrauen aus; die FSK sichert zu, in Fortbildungen verstärkt auf FSK-12-Grenzfälle einzugehen – und damit auf die Frage: Was verkraften Zwölfjährige?

10:47 Uhr: Der Seehund-Clan hat sie eingeholt, der Häuptling schleppt seinen Sohn nach vorne – Esca hatte ihm einen goldenen Fisch geschenkt. „So ergeht es Verrätern!", ruft der Häuptling der Seehunde und schneidet seinem eigenen Sohn die Kehle durch.

Das FSK-Siegel, betonen alle Beteiligten, sei keine pädagogische Empfehlung. Es gehe einzig darum, ob ein Kind durch den Film in seiner Entwicklung gestört werde. Am Ende entscheiden immer noch die Eltern.

10:54 Uhr: Marcus, der humpelnde Held, bringt den goldenen Adler zurück nach Rom. Wie hat er das nur geschafft? „Mit einem Sklaven!", ruft einer und zeigt auf Esca. „Er ist kein Sklave", erwidert Marcus, „er weiß mehr von Ehre und Freundschaft, als du je wissen wirst." Gemeinsam schreiten die beiden Freunde zur Tür hinaus.

„Und was jetzt?", fragt Esca.

„Entscheide du!", sagt Marcus.

Ende.

Der Abspann läuft, das Licht geht an. Kurz vor Schluss ist ein weiterer Zuschauer in die Vorstellung geschlichen, es ist der Anwalt der Verleihfirma. In Reihe C hält er sein Plädoyer: Dieses episch breit angelegte Abenteuer, ja Spektakel, sei für Zwölfjährige ohne weiteres zu verkraften. Der Film suhle sich nicht in Gewaltszenen – im Gegenteil: Er vermittle sinnvolle Botschaften, über Väter und Söhne, Treue und Freundschaft. Es sei, so endet er, ein mustergültiger Film mit einer wunderbaren Aussage, nützlich und lehrreich.

Dann schließen sich die Türen des Kinos, die Beratung des Prüfkomitees ist geheim. Nach einer halben Stunde öffnen sie sich wieder – die Entscheidung ist gefallen: „Der Adler der Neunten Legion" erhält das FSK-12-Siegel und die Freigabe für die stillen Feiertage.

Das Ergebnis der Abstimmung muss geheim bleiben, aber vieles deutet auf ein 3:2 hin. Niemand darf verraten, wie er gestimmt hat, und so ist es nicht leicht, über die Urteils-Begründung zu sprechen. Doch am Ende hat jeder etwas zu sagen.

Herr Uhlig, der Senior mit jahrzehntelanger Erfahrung in der Filmerziehung, findet: „Gewalt wurde nicht als Mittel zur Konfliktlösung dargestellt." Und: „Die Kriegssymbolik wurde durch Menschlichkeit ersetzt."

Frau Breitbach, die Frau vom Jugendamt, sagt: „Die Spannung wurde immer wieder durch ruhige, versöhnliche Szenen aufgelöst." Das Ende hat ihr besonders gefallen. Herr Linz, Sprecher der FSK, betont, dass es „keine sinnlose Gewalt" gegeben habe. Jede Szene habe die Handlung vorangetrieben.

Dass der Film einige „Gewaltspitzen" hatte, darüber sind sich alle einig. Besonders heftig diskutiert wurde über die getöteten Kinder. Was dem Film zugute kam: In beiden Szenen wurden nicht die aufgeschnittenen Hälse gezeigt, sondern nur die kalten Mienen ihrer Mörder.

Herr Rosenbaum, der Streetworker und Jugendschutz-Sachverständige, bleibt kritisch: „Es zählt nicht nur, was man sieht, sondern auch, was man hört" – das Geräusch von Klingen, die durchs Fleisch schneiden.

Auch Herr Fink, der katholische Jugendseelsorger, hat Bedenken. Doch er musste schon deutlich Schlimmeres sehen. Splatterfilme zum Beispiel, zweistündige Gewaltorgien. Oder ein Play-boy-Best-Of: Zehn mal hintereinander habe sich dasselbe Playmate ausgezogen. „Dann schon lieber Splatterfilme!" |

FSK

250 Ehrenamtliche, vom Richter bis zum Lokführer, prüfen für die FSK: Kino- und Videofilme, Serien, Trailer, Dokumentationen und Werbespots. Für einen Kinofilm zahlen die Verleihfirmen an die FSK 44 Cent pro Filmmeter: 3129 Meter lang ist „Der Adler der Neunten Legion" – macht 1376,76 Euro. Die Prüfungsgebühr zu sparen, käme die Filmfirmen teuer zu stehen: Was nicht geprüft wird, erhält keine Freigabe für Minderjährige.

Grünes Siegel 40 Prozent aller Filme bekommen das am häufigsten vergebene Freigabe-Kennzeichen: FSK 12

An die Nieren

Nils Hanke ist seit drei Monaten Assistenzarzt auf Station 32 an der Uniklinik Hannover. Zwölf Semester hat er Medizin studiert, bis er nun in Eigenverantwortung die nierenkranken Patienten behandeln darf. Last oder Befreiung?

Text: *Hanni Heinrich*
Fotos: *Christian Werner*

Herausforderung Nils Hanke, 28, muss Entscheidungen schnell treffen und die Balance zwischen medizinischen und wirtschaftlichen Aspekten finden: „Für Perfektion bleibt oft keine Zeit"

Am ersten Tag war ich furchtbar aufgeregt. Die Nacht zuvor konnte ich nicht schlafen und habe nochmals einige Fachbücher gewälzt. Ich hatte Angst, mit meinen vielen Fragen den Oberarzt zu nerven. Aber der hat mich darin bestärkt. Ich frage lieber zuviel als zuwenig, weil ich gesehen habe, dass Routine gefährlich werden kann. Mit der Routine kommt die Nachlässigkeit. Auch bei Patienten frage ich lieber fünfmal, wo sie Schmerzen haben.

Während der ersten Tage ist eine meiner Patientinnen gestorben. Die Frau hatte eine kranke Niere und Krebs. Ich konnte ihr nicht mehr helfen, nur noch ihre Schmerzen lindern. Sie hat immer gelacht, wenn ich ins Zimmer kam. An ihrem letzten Tag hat sie mir noch zugewinkt. Zwei Wochen habe ich gebraucht, um mit dieser Situation klarzukommen.

Es erdrückt mich, wenn ich weiß, dass nichts mehr zu machen ist. Dann telefoniere ich abends noch mit meiner Mutter oder meiner Freundin, die auch Ärzte sind.

Während der Facharztausbildung haben wir gelernt, Gespräche mit den Patienten zu führen. Das ist eine unterschätzte Aufgabe in der Medizin. Wenn ich erst zuhöre, die Krankheitsgeschichte erfrage und dann den Menschen untersuche, kann ich eher eine korrekte Diagnose stellen. Leider bleibt in großen Krankenhäusern dafür oft keine Zeit. Häufig muss ich schnell Entscheidungen treffen, manchmal leider auch nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten.

Morgenvisite Bereits am Anfang seiner Ausbildung übernimmt der junge Arzt Verantwortung für seine schwerkranken Patienten

Manche Patienten nehmen mich nicht richtig ernst, vielleicht weil ich so jung bin. Aber das macht mir nichts. Mein Selbstbewusstsein ist in den letzten Monaten stark gewachsen.

Ich empfinde meine neue Situation als Befreiung, nicht als Last. |

Lisa macht das schon

Seltene Eintracht So friedlich sitzt die Familie nicht oft zusammen: Jan, die Oma mit ihrem Hund, Lisa und der Vater

Sie ist vierzehn und wünscht sich eine ganz normale Jugend. Geht das ohne Mutter, mit einem behinderten Vater und einem Bruder, der kaum hilft? Lisa schmeißt den Haushalt – und hält die Familie zusammen

Text: *Jonas Nonnenmann*
Fotos: *Stefanie Preuin*

Schwieriger Alltag Als Spastiker kostet es Michael Damrau viel Kraft, in der Küche zu helfen. Er klagt darüber, dass er sich auf Jan nicht verlassen kann.

Lisa hat mal wieder die Schnauze voll. „So kann es nicht weitergehen“, faucht sie. „Mein Bruder macht, was er will. Vor ein paar Wochen hat er Papa sogar umgeschubst.“

Es ist Samstagmorgen, und die Vierzehnjährige läuft in der Kälte zum Bäcker. Ihr Bruder Jan könnte auch mal die Brötchen holen, aber er liegt noch im Bett. Bei ihrem Vater ist es umgekehrt: Der will, aber er kann nicht. Michael Damrau, 47, kostet es schon Kraft, sich ein paar Zentimeter nach oben zu drücken, raus aus dem Sessel, rein in den Rollstuhl. Damrau ist Spastiker: Nur mit Mühe gehorchen ihm seine verkrampften Muskeln, das Gehirn sendet falsche Signale, seit es in der Geburtsklinik zu wenig Sauerstoff bekam. „Er war ein Frühchen. Die Ärzte haben ihn zu oft aus dem Brutkasten geholt“, vermutet seine Mutter.

Heute lebt ihr Sohn in Herne im Ruhrpott. Am einen Ende der Straße bröckelt der Putz von den Fassaden, am anderen Ende stehen neue Mehrfamilienhäuser. Im schönen Teil leben die Damraus in einer Erdgeschosswohnung, viereinhalb Zimmer, ein Bad, eine Auffahrt für den Rollstuhl.

Während ihr Vater sich auf einen Stuhl kämpft, stellt Lisa die Brötchen auf den Tisch. Ihre Wut ist verpufft; entspannt streicht sie die Haare nach hinten und setzt sich zu ihrem Vater. In dem hellen Wohnzimmer hängt abstrakte Malerei über einem gemütlichen blauen Sofa.

Lisas Zimmer ist rosa tapeziert, ansonsten deutet wenig darauf hin, dass ein Mädchen darin wohnt. Keine Fanposter, keine Kuscheltiere. Stattdessen ein zerschossenes Dartbrett, ein Bild von einer Südseebucht und ein Foto, das sie im vergangenen Sommer beim Surfen in Portugal zeigt. Eine Erinnerung an die Ferien mit ihrer Tante. „Ich bin zum ersten Mal geflogen“, erzählt Lisa und ihre Augen leuchten. Mit ihrem Vater kann sie nur innerhalb Deutschlands Urlaub machen, weil der ein behindertengerechtes Hotel braucht, in dem sie auch noch mit ihrem Bruder Jan klarkommen muss. Wenn sie sauer ist, klemmt Lisa Fotos von ihm an das Dartbrett und zerschießt sein Gesicht. Der Rahmen der Südseebucht hat seit einem Wutausbruch kein Glas mehr. „Tat ziemlich weh“, sagt Lisa und betrachtet die geballte Faust.

Zu ihrer Mutter will Lisa keinen Kontakt, obwohl sie in der Nähe wohnt. Erst kürzlich sind sie sich im Supermarkt über den Weg gelaufen, aber Lisa würgte das Gespräch ab: „Lass mich in Ruhe.“ Einst hatten sich ihre Eltern bei einem Seminar für Behinderte verliebt, doch die Ehe wurde zum Alptraum – nicht nur wegen der epileptischen Anfälle der Mutter. „Sie hat uns brutal geschlagen“, sagt Lisa. Als sie sieben war, brannte ihre Mutter mit einem anderen Mann durch.

Der Vater, der die Schläge und das Scheitern seiner Ehe bis zum Schluss nicht wahrhaben wollte, stand am Ende alleine da mit Jan und Lisa.

„Geben Sie die Kinder ins Heim“, rieten Mitarbeiter des Jugendamts, aber Damrau setzte sich durch und erhielt das alleinige Sorgerecht.

„Es klappt so nicht“, sagt heute noch seine Mutter – „Gib die Kinder weg.“

Damrau, 47 Jahre, eckige Brille, sanftes Gesicht, gibt dieselbe Antwort wie damals. „Ir-gend-wie scha-ffe-ich-das schon“, presst er so schnell er kann heraus, es klingt verzweifelt. „Ich will für meine Kinder da sein.“

Montag bis Freitag arbeitet er im städtischen Meldeamt, wo er im eigenen Büro Dokumente aus Klarsichtfolien zieht und einscannt. Tag für Tag dieselbe Arbeit, nur die Stapel sind anders nummeriert. Damrau ist zufrieden, weil er nebenher Schlager hören kann und weil er durchs Fenster auf ein Wäldchen blickt.

Wenn er gegen 17 Uhr nach Hause kommt, warten die Kinder schon. Einmal in der Woche kommt eine Putzfrau, an zwei Tagen hilft Damraus 72-jährige Mutter, die wäscht, bügelt und schimpft, dass sie in ihrem Alter noch helfen muss. Vieles bleibt an Lisa hängen. Sie verstaut den Rollstuhl im Auto, saugt, kocht, räumt den Tisch ab. Mit letzter Kraft flickt sie die Segel eines Schiffs, dessen Besatzung schon lange die Orientierung verloren hat. „Sie hilft gern“, sagt ihr Vater, sie kenne es ja nicht anders. „Manchmal ist es viel“, sagt Lisa nachdenklich, „aber es ist eine gute Vorbereitung auf das Leben.“

Auch beim Einkaufen ist es Lisa, die ihren Vater begleitet. Während der seinen Elektro-Rollstuhl durch das Labyrinth des Supermakts lenkt, läuft sie in ihrer Sportjacke von Regal zu Regal. „Vorsicht!“, ruft Damrau, und eine Frau rettet sich vor der Metallschiene, die vorne am Rollstuhl angebracht ist wie ein Kuhfänger. „Er hat schon einige Leute umgemäht“, klagt Lisa. An der Kasse zeigt sie ärgerlich auf die Schlange, die sich hinter ihnen gebildet hat: „Manchmal braucht er ewig beim Bezahlen.“ Richtig entspannen kann Lisa erst, wenn sie auf dem Sofa die Beine hochlegt, den Fernseher einschaltet und bei der RTL-Serie „Familien im Brennpunkt“ über den Problemen Anderer die eigenen Sorgen vergisst.

Nach dem Einkaufen klingelt Zuhause das Telefon. „Ich komm’ gleich“, sagt Jan durch den Hörer. „Schiebst du mir schonmal ne Pizza rein?“ „Wir haben Besuch“, schnaubt Lisa, holt aber die Pizza am Ende doch aus dem Kühlschrank. Während sie das Blech in den Ofen schiebt, hebt der Vater zum Klagelied über den Sohn an. Vor ein paar Wochen habe der ungefragt Lacoste-Klamotten bestellt, das T-Shirt für hundert Euro. Die Rechnung ging an den Papa. „Ich kann ihm nicht mehr vertrauen“, stöhnt Damrau. Mal sei Jan beim Klauen erwischt worden, mal beim Schwarzfahren. Dass sein Sohn inzwischen im Wohnzimmer steht, stört ihn nicht.

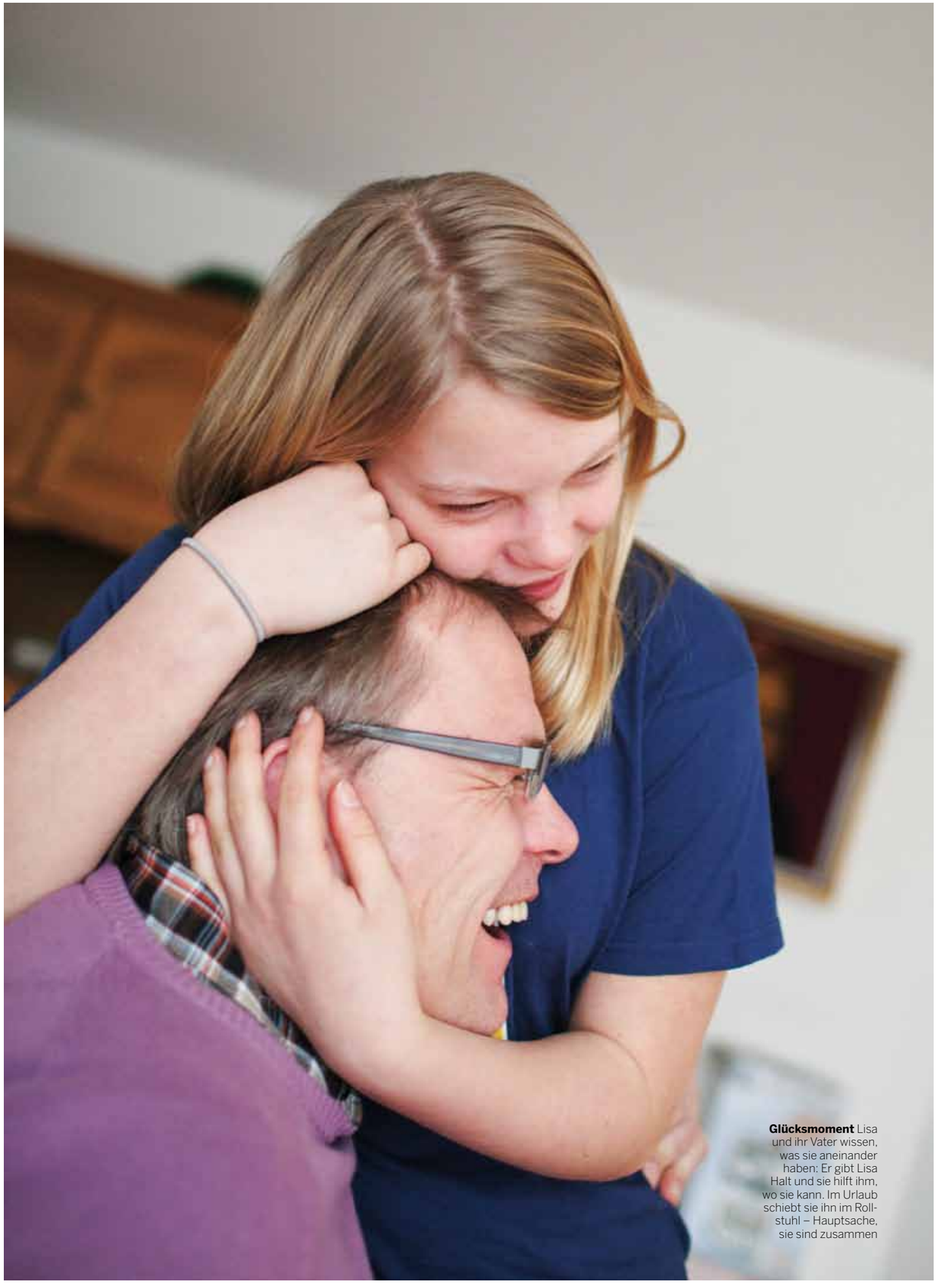
Mit seinen fünfzehn Jahren ist Jan größer und breiter als sein Vater. Er trägt ein lila T-Shirt und eine Hose, die unter der Hüfte hängt, in das Teddygesicht fallen Haare wie ein blonder Vorhang. „Manchmal baut er sich so vor mir auf – als ob er mir gleich eine reinhaut“, sagt sein Vater. „Manchmal habe ich Angst vor ihm.“ Einmal fasste Jan ihn im Streit an, Damrau taumelte, und wenn ihn nicht die Seite eines Schranks gebremst hätte, wäre er auf dem Boden gelandet. Hat sein Sohn ihn mit Absicht umgeschubst? „Auf keinen Fall“, ruft der, „ich würde nie einem Hilflosen etwas tun!“

Vor kurzem hat Michael Damrau seinem Sohn für über fünfhundert Euro ein Handy gekauft, obwohl oft so wenig Geld da ist, dass die Großmutter dem Vater Scheine zustecken muss. „Ich bin nicht so der Konsequenzmensch“, entschuldigt er sich. Wenn „die Mama“ wegen seiner Großzügigkeit tobt, senkt er den Kopf wie ein Schuljunge. Jan tippt sich an die Stirn: „Wer so ein teures T-Shirt anhat wie ich, der macht sich mit einem Billighandy lächerlich.“ Jan trägt Socken von Lacoste und er hätte gern eine Uhr von Jaguar. Wenn seine Freundin zu Besuch kommt, fordert er seinen Vater auf, er solle doch bitte nicht sein „Holzfällerhemd“ anziehen.

Vor sieben Jahren war Michel Damrau bereit zur Kapitulation: Die Scheidung, Stress bei der Arbeit, damals war alles zu viel. Er meldete sich beim Jugendamt, Jan landete im Heim – hielt es dort aber nicht lange aus und stand immer wieder vor der Tür. „Ich habe es nicht übers Herz gebracht, ihn wegzuschicken“, seufzt Damrau. Trotz aller Probleme hängt Jan bis heute an seinem Vater. Als der ihn im letzten Sommer für einen Monat in ein 200 Kilometer entferntes Jugendprojekt schickte, brach Jan bei der Abfahrt in Tränen aus. „Er fiel zunächst in ein tiefes Loch und telefonierte mehrmals täglich mit seinem Vater“, protokollierte ▸

„Geben sie die Kinder ins Heim“, riet das Jugendamt, aber Michael Damrau kämpfte und erhielt das alleinige Sorgerecht

Schwieriger Bruder Jan sondert sich ab, während Lisa darauf achtet, dass ihr Vater hat, was er braucht



Glücksmoment Lisa und ihr Vater wissen, was sie aneinander haben: Er gibt Lisa Halt und sie hilft ihm, wo sie kann. Im Urlaub schiebt sie ihn im Rollstuhl – Hauptsache, sie sind zusammen

Ablenkung Auf dem Bolzplatz vor dem Jugendamt vergessen Jan und Lisa ihre Sorgen. Bisher war die Behörde ihnen keine große Hilfe

ein Mitarbeiter des Projekts. Bis Ende letzten Jahres kam für drei Stunden pro Woche eine Familienhelferin, aber am Ende wollten die Kinder sie nicht mehr sehen. „Die hat nur mit Papa geredet“, erinnert sich Lisa, sie fühlte sich übergangen. Jan habe keinen Respekt vor der Frau gehabt, sagt ihr Vater. Jetzt brauche er einen Mann als Betreuer, „einen, der auch mal mit ihm kicken geht.“

„Ich möchte gerne eine ambulante männliche Bezugsperson haben, die … meinen Sohn schulisch betreut“, schreibt Damrau am 7.2.2011 in einer E-Mail an das Jugendamt Herne. Fast drei Wochen später teilt eine Mitarbeiterin der Behörde ihm mit, das sei nicht möglich. „Wenn Sie nicht mit ihren Kindern klarkommen, müssen andere die Erziehung übernehmen“, habe die Frau gesagt – obwohl ambulante Erziehungshilfen laut Gesetz Vorrang haben müssten vor einer Unterbringung im Heim. „Kein Kommentar“, sagt eine Sprecherin des Jugendamts auf Anfrage.

Wollen die Kinder, dass jemand kommt? Jan ist skeptisch. „Das wäre schon eine große Veränderung für mich“, weicht er aus, „außerdem bin ich doch bald achtzehn.“ Lisa findet, es sei einen Versuch wert. „Hauptsache, ich habe dann meine Ruhe.“ Weil bisher nichts passierte, hat sie beim Jugendamt selbst einen Termin ausgemacht. „Mit unseren Problemen muss man doch nicht gleich zum Amt“, protestierte Jan, kam aber mit zu dem Gespräch. „Du respektierst Papa nicht“, warf Lisa ihm vor. „Stimmt nicht“, verteidigte sich Jan vor einer Betreuerin, gab am Ende aber Fehler zu und versprach, sich zu bessern.

Wenn er nachdenkt, versteht Jan viel: Dass „Digger“ nicht die richtige Anrede für seinen Vater ist und „Hurensohn“ erst recht nicht. Dass er die Markenklamotten haben will, um anerkannt zu werden. Dass er gute Noten schreiben kann, wenn er sich anstrengt. Jan ist wie ein Computer, der ab und zu ein Update braucht.

Bis einer das richtige Programm findet, geht Lisa ihm aus dem Weg. Oft verbringt sie Zeit bei der Oma, mit der sie sich im Gegensatz zu Jan gut versteht. Oder bei ihrer besten Freundin, mit der sie am liebsten Fußball spielt. Will Lisa Freudinnen einladen, orientiert sie sich an Jans Stundenplan: Ist der große Bruder in der Schule, darf der Besuch zu ihr kommen. Hat er frei, treffen sie sich woanders.

Meistens hat Lisa sowieso keine Zeit. An ihrer Waldorfschule, einem weitläufigen Bau mit Abenteuerspielplatz, beginnt der Unterricht um acht Uhr morgens und dauert bis nachmittags um vier. “Sie hat hier viele Freunde“, sagt eine Lehrerin, die sie seit der ersten Klasse kennt. In der Gruppe sei Lisa eine Anführerin, charmant, einfach im Umgang und mit einem kompromisslosen Sinn für Gerechtigkeit. „Sie ist keine Musterschülerin, aber praktisch veranlagt und besorgt sich bei anderen die nötige Hilfe.“

Jan ging früher auf die selbe Schule, aber er stand dort meistens vor der Tür. Jetzt besucht er eine Hauptschule, in der die Toiletten abgeschlossen sind, weil sonst ständig die Klobrillen geklaut werden. Eine Schule, in der ein Lehrer ihn angeblich ausgelacht

In der Familie Damrau träumt jeder seinen eigenen Traum: Jan möchte Geschäftsmann werden, Lisa will Sozialpädagogik studieren

habe als er erzählte, er wolle auf die Realschule. Unter diesen Umständen verwendet er seine Energie lieber auf Computerspiele – und auf Verabredungen mit Mädchen. Heute Marie, morgen vielleicht Kessi.

„Ich hätte auch gern, dass mich so viele Frauen anrufen“, sagt sein Vater und lacht, während er sich an den Wohnzimmertisch klammert. Ein Astrologe habe ihm prophezeit, er lerne diesen Monat eine kennen. „Wer weiß“, sagt er und zuckt mit den Schultern. Vielleicht erfüllen die Sterne auch Jans Wünsche. Der hofft, doch noch den Realschulabschluss zu schaffen und in ein paar Jahren im eigenen Lacoste-Laden zu arbeiten.

Lisa kann sich vorstellen, Sozialpädagogik zu studieren – Erfahrung hat sie genug. Doch erstmal konzentriert sie sich auf die Schule. Bald führt ihre Klasse das „Gauklermärchen“ auf, Lisa spielt die Hauptrolle: Ein behindertes Mädchen, das im Traum zur Prinzessin wird. |

Sauber bleiben!

Der Schwabe kehrt und wischt jeden Samstag.
Denn da hat er Kehrwoche – und wird dafür belächelt

Text: *Anna Hunger*

Nein, die Kehrwoche ist nicht lustig. Die Kehrwoche ist ein verdammt ernstes Thema. „Da kucket se“, brüllt die Frau aus Hinterdupfingen, die weder ihren Namen noch ihren Wohnort in einer Zeitung lesen möchte. Glutrot vor Zorn rammt sie ihren Zeigefinger voller Empörung immer wieder in Richtung des Nachbargrundstücks. „Des ganze Laub da, des macht koinr weg. Kucket se, wie des aussieht!“

Die Kehrwoche, ein Rudiment schwäbisch-allemanischer Obrigkeitshörigkeit? Eine soziale Perversion, die Mieter dazu zwingt, unter den hämischen Blicken der Nachbarschaft jeden Samstag den Hof zu fegen und das Treppenhaus zu wischen? Vor allem schwäbische Mietwohnhäuser stehen unter dem Regiment der Kehrwoche. Sie verpflichtet die Mieter zur regelmäßigen Reinigung des Treppengeländers, der Kellerfenster, der Haustür mitsamt der Briefkästen; sie zwingt zur Entsorgung verendeter Insekten in Flurlampen, zur Säuberung von Türklinken, zur Flusenbeseitigung in Waschkellern, zur Entfernung von Herbstlaub, zur Tilgung aller Eisglättegefahr im Winter, zur Eliminierung jeglichen Unrats und Schmutzes im Keller, im Hof und auf dem Gehweg. Man macht die Kehrwoche nicht, man hat sie. Und wenn man sie hat, dann ist man „dran“. „Send sie dran mit der Kehrwoch?“ „Noi, i hab se ledschde Woch scho khett.“

Und meistens haben sie Frauen. Der schwäbische Dichter Karl Napf beschreibt diesen bemerkenswerten Umstand folgendermaßen: „So beschwört die schwäbische Hausfrau an jedem Wochenende den Mythos von Sisyphos und beweist die Richtigkeit der These von Albert Camus, dass Sisyphos ein glücklicher Mensch war.“

Exakt um null Uhr Sonntagnacht wird die schwäbische Putzpflicht an den Nachbarn weitergegeben. Damit ist die Kehrwoche ein Reihendienst – und den haben die Schwaben nicht mal selbst erfunden, sondern der Historie entrissen und zweckentfremdet: Die Pflege des Oberhauptes in afrikanischen Bantu-Stämmen wurde im Reihendienst besorgt. Der Buckingham Palace wird reihum bewacht und der jüdische Priester Zacharias war grade mit Tempeldienst dran, als ihm ein Engel erschien, sonst hätte er es vermutlich nicht in die Bibel geschafft. Der Reihendienst ist billig, irgendwie gerecht, an keine besondere Fähigkeit gebunden und so einfach, dass sich keiner rausreden kann, er habe das Prinzip nicht verstanden. Man muss nichts können, man muss es nur machen. Im Falle der Kehrwoche: ordentlich.

„Die Kehrwoche“, schreibt der Schwabenforscher Thaddäus Troll, „tut sich besonders im Winter akustisch kund, das allmorgendliche Scharren der Schippen, die es dem Schnee verwehren, gnädig Dreck und Staub der Stadt zu absorbieren, ist das widerwärtigste Heimatgeräusch, das ich kenne.“

Wann genau sie erfunden wurde und wer sie erfunden hat, ist heute nicht mehr nachzuvollziehen. Bisher musste jedenfalls meist Württembergs Herzog Eberhard im Bart als Urheber herhalten. Kurz bevor er 1496 starb, beschloss er, sein Stuttgart, in dessen Straßen sich Kuhfladen und Kartoffelschalen zu einer unsagbar stinkenden Brühe vermischten, in einen sauberen Garten Eden zu verwandeln. 1492 verfügte er per Erlass: „Damit die Stadt rein erhalten wird, soll jeder seinen Mist alle Woche hinausführen, jeder seinen Winkel alle 14 Tage, doch nur bei Nacht, räumen und an der Straße nie einen anlegen. Wer kein Sprechhaus […] hat, muss den Unrat jede Nacht in den Bach tragen.“

Die Stuttgarter allerdings waren nur wenig interessiert an der Idee. Was zur Folge hatte, das Stuttgart weiter stank und Eberhard im Bart an Fieber und bakterienbedingter Roter Ruhr starb. In Stuttgart türmte sich also weiterhin „saumäßig“ stinkender Morast. Und mittendrin rafften die Pest, Pocken, Typhus und Blattern die nicht-kehrende Bevölkerung dahin. Die Pest verschwand im 18. Jahrhundert, der Stuttgarter Dreck erst hundert Jahre später mit der Herzoglichen Gassensäuberungsordnung vom 6. August 1811. „Es muß jeden Tag, den Sonntag ausgenommen, vom ersten April bis letzten September, des Morgens von fünf bis sieben Uhr, in den Monaten Oktober bis März aber von acht bis neun Uhr morgens gekehrt werden. Sollte die Polizei ein außerordentliches Kehren für nötig finden, so hat jeder demselben sich sogleich zu unterziehen.“

Eine richtige Kehrwoche allerdings gab es erst mit Ausweitung des Mietwohnungsbaus in Stuttgart um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Gekehrt und in Hausfluren gewischt wurde ab da nicht nur gegen den Schmutz, sondern auch gegen die alte Bäuerlichkeit und für die neue Bürgerlichkeit. Und gegen die als kulturzersetzend betrachteten Fremdarbeiter, die die Stuttgarter Eisenbahn bauten.

Was damals der Fremdarbeiter war, war später der „Flichtling“. „Herrgottsblitz“, zitiert der Schriftsteller Peter Härtling die Nachbarin seiner Mutter, „ich woiß, Millionär send’r gwea, – aber was a Kehrwoch ischt, des wisset’r net!“ Und was gestern der „Flichtling“ war, ist heute der Türke. „Die Zugereisten wollen schon lange die altbewährte Kehrwoche abschaffen“, hat irgendwann in den 60er Jahren ein sehr erboster Kehrwöchner an die Stuttgarter Nachrichten geschrieben, „weil sie nichts arbeiten wollen, diese jungen Weiber, und im Nest liegen bleiben wollen. Aber wenn die Miete sich um 5 Mark erhöhen sollte, dann stehen sie zusammen wie eine Dutschke-Gesellschaft.“ Der Schwabe an sich traut dem Fremden also nur wenig Sauberkeit und Gemeinsinn zu. Der „Reingschmeckte“ muss sich erst einmal würdig erweisen – und das funktioniert am besten über die Kehrwoche.

Um einem Mieter eine nicht ordentlich gemachte Kehrwoche nachweisen zu können, hat der Schwabe über die Jahre einen ausgeklügelten Katalog an Beweissicherungsmaßnahmen entwickelt: Er platziert Laub auf und unter der Fußmatte, Radiergummibrösel unter Treppenabsätzen und Staubflusen im Trockenraum. Sind diese Kleinigkeiten am Samstagabend verschwunden, gut. Sind sie noch da, gibt’s Ärger.

Und damit ist die Kehrwoche eines bestimmt nicht: Sie ist nicht lustig. Sie ist bitterer Ernst.

Oder hat man schon einmal von einem „Kehrwöchle“ gehört?

Die Unbequeme

Die Frau, die das iranische Regime stürzen will, ist eine Nervensäge. Mina Ahadi kämpft seit 30 Jahren gegen Mullahs, Kopftuch und Todesstrafe. Ihr konsequenter Atheismus provoziert aber auch Kritik – selbst im deutschen Exil

Text: *David Weyand*
Fotos: *Jonas Wresch*

Licht und Schatten Kompromisslos setzt sich Mina Ahadi für Menschenrechte ein. Der Preis dafür ist hoch: Ohne Leibwächter verlässt sie nicht das Haus

Zwei Männer baumeln am Galgen; ein Toter liegt auf einer Bahre, um seinen Hals noch der Strick; ein Paar, nebeneinander bis zur Hüfte eingegraben, wird umringt von einer mit Steinen bewaffneten Meute. Die Demonstranten vor dem iranischen Konsulat in Frankfurt haben großformatige Fotos und Plakate mitgebracht, auf denen die Barbarei der iranischen Justiz abgebildet ist. Aus einer Box dröhnen „Stand by me“ und „Bella Ciao“, dann wummern deutsch-iranische Hip-Hop-Beats, der MC skandiert „Stoppt Hinrichtung“.

An einem Samstag im Januar 2011 hat das Internationale Komitee gegen Steinigung mit anderen Gruppen zu einem weltweiten Protesttag gegen die Todesstrafe im Iran aufgerufen. In Berlin, London, New York und 30 weiteren Städten gehen vor allem Exil-Iraner auf die Straße. Etwa Hundert sind es in Frankfurt. Sie quetschen sich hinter ein Absperrgitter der Polizei. Im Rücken der Zaun von Aldi-Süd, schräg rechts das Konsulat. Auf rund zwei mal dreißig Metern Trottoir dürfen sie demonstrieren.

Der eigentliche Stargast verpasst den Auftakt. Mina Ahadi sitzt mit ihrem Fahrer und einem Leibwächter noch im Auto von Köln nach Frankfurt. Ahadi ist Vorsitzende des Komitees gegen Steinigung und wird heute zu den Demonstranten sprechen. Viele Menschen vor dem Konsulat kennen sie und ihre politische Arbeit seit Jahren, in Deutschland ist sie einem größeren Publikum erst seit vergangenem Sommer bekannt.

Damals hat sie den Fall von Sakineh Ashtiani an die Öffentlichkeit gebracht. Der 43-Jährigen droht im Iran noch immer die Steinigung, weil sie den Mord an ihrem Ehemann in Auftrag gegeben haben soll. Weltweit berichten die Medien, Tausende demonstrieren für Ashtiani, Politiker mischen sich ein, auch Prominente wie Carla Bruni und Yoko Ono fordern die Freilassung der Frau. Mina Ahadi und das Komitee gegen Steinigung organisieren den weltweiten Protest. Sie ist eine gefragte Interviewpartnerin.

Im Herbst 2010 zeigte auch das iranische Staatsfernsehen einen Beitrag über den Fall Ashtiani. Mina Ahadi wird darin beschuldigt, gegen den Iran zu hetzen. Ein Sprecher des Außenministeriums warnte vor einer Frau in Deutschland. „Der meinte mich!“, gluckst sie.

Kritiker werfen Ahadi vor, sie riskiere zu viel und gefährde Menschenleben. Im Oktober 2010 werden zwei deutsche Reporter der *Bild am Sonntag* im Iran verhaftet, während sie heimlich den Anwalt und den Sohn von Ashtiani interviewen. Erst Ende Februar kommen beide nach diplomatischem Gezerre wieder frei. Mina Ahadi hatte vorher den Kontakt hergestellt und mit den Journalisten über eine Reise in den Iran gesprochen. „Dass sie gefahren sind, war aber ihre Entscheidung“, sagt sie. Eigentlich hatten die Reporter für das Interview eine Dolmetscherin engagiert, als die nicht auftauchte, riefen sie Ahadi an, die am Telefon übersetzte. „Das war fahrlässig von Mina Ahadi“, urteilt der Iranexperte Wahied Wahdat-Hagh. Sie hätte sofort auflegen müssen, weil ihre Stimme dem Geheimdienst bekannt sei.

„Ich habe nie verschwiegen, dass meine Arbeit sehr gefährlich ist“, sagt sie mit giftiger Stimme und durchdringendem Blick. Weder ihren Kontaktpersonen und deren Angehörigen im Iran, noch den beiden Journalisten. Ahadi empört sich über ihre Kritiker, zu denen sie auch Mehran Barati, Joschka Fischers Schwiegervater, zählt. Wie er diskutierten zu viele iranische Exil-Oppositionelle nur und begnügten sich mit Erklärungen. „Ich gehe einen anderen Weg, ich kämpfe!“

Mina Ahadi beriet die zwei entführten deutschen Journalisten. „Sie handelt fahrlässig“, sagt ein Kritiker

Als sie beim Konsulat in Frankfurt ankommt, läuft die kleine und kräftige Frau schnurstracks vom Parkplatz zur Demo, ihr Bodyguard eilt hinterher. Der Saum ihres lila Filzmantels weht im Wind, der rote Schal leuchtet. Sie hat ihr Ziel fest im Auge. Ohne diese Entschlossenheit würde es sie vielleicht gar nicht mehr geben. Seit 30 Jahren lebt Mina Ahadi im Ausnahmezustand.

1956 in einem Dorf im Nordiran geboren, wuchs sie in einem traditionellen Umfeld auf, wo Frauen nie viele Rechte hatten. Als Teenager verbrachte sie ihre Ferien beim liberalen Großvater in Teheran. Sie ging shoppen, tauschte Tschador gegen Minirock und Bluse und genoss die Freiheit. Die strengen islamischen Regeln empfand sie als ungerecht. Ihre Leidenschaft galt der Philosophie, darum wandte sie sich früh von allem Religiösen ab. Als Ersatz dienten Marx und Lenin. Ab 1976 studierte Mina Ahadi Medizin in Tabriz. Dort schloss sich die rebellische junge Frau kommunistischen Studentengruppen an und opponierte unter Lebensgefahr gegen das autoritäre Regime des Schahs. „Ich war überzeugt, dass es einer Revolution bedurfte, um Freiheit, Selbstbestimmung, Bildung und eine gerechte Verteilung von Reichtum zu erlangen“, schreibt sie in ihrem Buch *Ich habe abgeschworen.*

1979 gab es eine Revolution, aber anders als von Ahadi erhofft, übernahmen die Mullahs die Macht. Sie demonstrierte gegen den Kopftuchzwang und die Unterdrückung von Frauen, landete auf Schwarzen Listen und unterstützte mit ihrem ersten Ehemann linke kurdische Separatisten. Am ersten Hochzeitstag ermordeten ihn Revolutionswächter. Ein Nachbar hatte verraten, dass er Aktivisten der verbotenen kurdischen Komalah-Organisation Unterschlupf gewährte. Jetzt war auch sie in Lebensgefahr. Ahadi tauchte für ein Jahr in Teheran unter, floh dann ganz in den Norden in kurdisches Rebellengebiet.

Ihr Ehemann wurde am ersten Hochzeitstag von Revolutionswächtern ermordet

Mina Ahadi zögert kurz, als ein grauhaariger Mann aus der Gruppe der Frankfurter Demonstranten direkt auf sie zusteuert. Auch ihr ständiger Schatten weiß nicht recht, wie er reagieren soll. Sie nimmt ihm die Entscheidung ab, umarmt den Fremden und staunt ihn ungläubig an. Er ist der Bruder der beiden Kurden, die 1980 zusammen mit ihrem Mann verhaftet und ermordet wurden. „Ich kann es kaum fassen, zwanzig Jahre haben wir uns nicht mehr gesehen.“ Ihre kleinen, wachen Augen strahlen hinter der Brille. Bis 1990 lebten sie gemeinsam als Partisanen im Kurdengebiet, ständig mussten sie ihre Lager in den Bergen wechseln auf der Flucht vor iranischem und irakischem Militär.

Dort traf sie auch Mansoor Hekmat, einen linken Theoretiker und Aktivisten, der 1991 die „Arbeiterkommunistische Partei Irans“ gründete. Seine marxistischen Ansichten teilte Ahadi, aber vor allem auch die Forderung nach mehr Frauenrechten und die strikte Ablehnung der Todesstrafe. Bis heute ist sie im Zentralkomitee dieser Partei, die in Deutschland vom Verfassungsschutz beobachtet wird. „Aber das wird ja auch die Linkspartei“, sagt sie und ergänzt, dass ihre Partei mit Stalinismus und einem DDR-System nichts zu tun habe.

Nach zehn Jahren in Kurdistan gelang ihr schließlich die Flucht über Bagdad nach Wien. In Österreich erhielt sie erst Asyl, dann die Staatsangehörigkeit. Ihr zweiter Ehemann, der mit ihr im Untergrund lebte, folgte wenig später. Mit den zwei Töchtern wohnen sie heute in Köln.

Auf der Demo in Frankfurt bittet Mina Ahadi zunächst um eine Schweigeminute für alle Opfer des iranischen Regimes. In sich gekehrt steht sie vor der Menge, die halblangen schwarzen Haare schimmern im Sonnenlicht, ihre Gesichtszüge sind ▸

angespannt. Dann erzählt sie, dass am Morgen Sarah Bahrami, eine Iranerin mit niederländischem Pass, gehängt wurde - wie schon über 100 andere Männer und Frauen seit Anfang 2011. Sie spricht frei. Ihre Stimme ist kräftig und zugleich voll Gefühl, mal laut und fordernd, mal leise und trauernd. Einige Zuhörer wischen sich Tränen aus den Augen. „Ich versuche mein Herz zu öffnen, es geht um Menschen, denen Grausames angetan wird“, sagt sie später. Der ehemalige Weggefährte aus Kurdistan kritisiert, sie habe zu viel über sich selbst gesprochen. Ahadi lacht und gibt zu: „Tja, manchmal erzähl, ich wirklich zu viel von mir!“ Sie mag es, wenn sie im Mittelpunkt steht, wenn sie in die Öffentlichkeit treten kann und ihr die Leute zuhören. Über den Schrecken zu reden, sei für sie wie eine Therapie.

Ahadi arbeitet meist von zu Hause, schreibt Pressemitteilungen, telefoniert mit Angehörigen von Todeskandidaten, gelegentlich spricht sie vor Menschenrechtsgruppen und Parlamentariern. Gerade erst hat sie ihren neuesten Fall vor dem EU-Parlament präsentiert: Zwei junge Männer, denen wegen Homosexualität, der Tod droht. Sie liest iranische und deutsche Nachrichten im Internet, verfolgt Foren und Blogs.

Ihre Menschenrechtsarbeit wird anerkannt, ihre Methode mitunter heftig kritisiert. Ahadi sucht die Konfrontation, hat klare Vorstellungen über Freund und Feind und geht nicht gerade zimperlich mit Kritikern um. Einmal störte sie mit Gleichgesinnten eine Konferenz der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin, an der auch iranische Oppositionspolitiker und Reformer teilnahmen. Als Reaktion auf ihren Auftritt wurden iranische Teilnehmer nach ihrer Rückkehr in die Heimat festgenommen und zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt. Der iranischstämmige Publizist Bahman Nirumand warf ihr vor: „Sie hat dazu beigetragen, die Leute ans Messer zu liefern.“

So sehr sie sich auch für den Regimewechsel und die Menschenrechtslage im Iran einsetzt, so wichtig ist ihr der Kampf gegen den Islam. Sie glaubt nicht, dass er reformierbar ist und poltert gegen die geplante Ausbildung von Imamen an deutschen Unis. Ihre Kritik empfinden viele als zu pauschal. Der *Zeit*-Journalist Jörg Lau etwa warf ihr und andern Islamkritikern in seinem Blog „stolze Borniertheit“ vor, nachdem sie auf einer Konferenz vor einer zunehmenden Islamisierung auch in Deutschland gewarnt hatte. Im Internet wird sie als „atheistische Fundamentalistin“ und „Wolf im Schafspelz“ bezeichnet, oft sind die Kommentare noch verletzender. Manchmal könne sie einfach nicht weiterlesen, sagt sie. „Das sind Idioten, die überhaupt nicht verstehen, worüber ich spreche.“

Ihren Kritikern und den seriösen Medien wirft sie „falsche Toleranz“ gegenüber islamischen Verbänden vor. Sie differenziert nicht, hält alle für eine Gefahr, weil diese islamischen Gruppen für alles stehen, wogegen sie ihr Leben lang gekämpft hat. Für ihre klare Position gegen den Islam und für ihren Atheismus riskiert sie viel: 2007 bekennen sich Ahadi und andere in einer Anzeigenkampagne dazu, Ex-Muslime zu sein. Sie ist zudem Gründerin und Vorsitzende des Zentralrates der Ex-Muslime. Was das bedeutet, hat sie geahnt, aber nicht so heftig erwartet: Seit dieser Zeit leben sie und ihre Familie unter Polizeischutz, weil sie Morddrohungen erhält. Ohne Leibwächter kann sie ihre Wohnung nicht mehr verlassen. Einfach spontan und allein zum Kiosk um die Ecke, abends ins Kino oder zum Essen zu gehen, das vermisse sie am meisten. Ihre Töchter bewundern ihr Engagement, finden aber, dass sie zu radikal argumentiere. Selbstkritisch gibt sie zu: „Im Iran haben wir eine andere Diskussionskultur, ich lerne noch, wie ich mit dem deutschen Publikum reden muss.“

Lautstark Ahadi gibt Todeskandidaten in iranischen Gefängnissen eine Stimme

Aber den Kampf für Demokratie und Freiheit im Iran deshalb aufgeben? Niemals! „Das ist mein Lebenswerk“, sagt Ahadi. Und dafür legt sie sich mit vielen an, formuliert aggressiv und bissig. Auch die deutsche Regierung würde nichts als „Kuscheldiplomatie“ betreiben. „Das machen die seit dreißig Jahren und es hat nichts gebracht.“ Sie fordert noch mehr wirtschaftlichen Druck und die Schließung diplomatischer Vertretungen. Militärische Mittel lehnt sie ab. „Ägypten und Tunesien haben doch gezeigt, es geht auch anders.“

Ihr Lächeln kehrt zurück und die Augen glänzen: „Ich glaube, in fünf Jahren gibt es das islamische Regime nicht mehr.“ Ob sie dann Präsidentin des Iran werden wolle? Ahadi lacht und sagt, dass sie gerne den politischen Wechsel begleiten würde und für das Amt bereit stünde. Aufmerksamkeit wäre ihr dann sicher – und es würden gewiss noch mehr Leute zuhören als in Frankfurt zwischen Aldi-Süd und dem iranischen Konsulat. |

„Wollte nicht, Herr General!“

Der Befehl der deutschen Heeresleitung kam, als der Krieg schon verloren war: Den Kölner Dom mit allen schweren Waffen unter Feuer nehmen! Doch mein Großvater, Oberst Friedrich Wilhelm Schophoff, zögerte. Protokoll einer Befehlsverweigerung

Text: *Julius Schophoff*

Als Siebzehnjähriger zog er in den ersten Weltkrieg; mit einundzwanzig überlebte er einen Flugzeugabsturz; im zweiten Weltkrieg wurde er zum Oberst befördert. Sein Leben lang befolgte und erteilte er Befehle – doch seine einzig „sinnvolle Tat“ als Soldat, so sagte mein Großvater später selbst, war eine Befehlsverweigerung.

März 1945: Köln ist eine Ruinenstadt, über neunzig Prozent der Häuser sind zerstört, nur der Dom ragt scheinbar unversehrt aus der Trümmerwüste. Die deutsche Artillerie hat sich auf die östliche Rheinseite zurückgezogen – und beobachtet, wie die Amerikaner Nachrichtengeräte an den Türmen des Doms anbringen.

Oberst Friedrich Wilhelm Schophoff, Kommandeur aller Flakwaffen im Großraum Köln, ist im nahen Rösrath stationiert. Die Schilderung seines Gewissenskonfliktes wurde nahezu wörtlich aus seinen Aufzeichnungen übernommen:

Um 11:30 Uhr kam aus Berlin der Befehl, den Dom mit allen schweren Waffen unter Wirkungsfeuer zu nehmen. Mein erster Gedanke war: Befehl ist Befehl! Das Regiment war immer noch außergewöhnlich stark: über hundert schwere Rohre, Munition weit über Soll, sowohl Flak- wie auch Panzergranaten. Sie wären in Sekundenschnelle feuerbereit gewesen – trotzdem ließ ich der Heeresleitung ausrichten, dass ich mich zu den Batterien begeben müsse, um die Kampffähigkeit zu prüfen. Es kam mir darauf an, Zeit zu gewinnen.

Erst nachmittags kehrte ich zurück. Ich meldete, dass einige Batterien ausfallen würden und deshalb erst spät am Nachmittag geschossen werden konnte; später richtete ich aus, dass das Schießen wegen schlecht gewordener Sicht überhaupt nicht mehr möglich sei.

In Berlin und bei der Heeresleitung erregte das schärfsten Unwillen. Im Laufe des Abends verlangte mein Vorgesetzter, General Pickert, mich am folgenden Tage um acht Uhr vormittags zu sprechen. Pickert stand im Rufe, unerbittlich die Durchführung einmal gegebener Befehle zu fordern. Ich war auf eine harte Auseinandersetzung gefasst.

Am nächsten Morgen führte er mich hinter eine Scheune, wo wir weder gesehen noch gehört werden konnten. Auge in Auge standen wir uns gegenüber, ich mit der Hand an der Mütze.

- „Oberst Schophoff, Sie hatten gestern einen Feuerbefehl der Heeresgruppe auf den Kölner Dom.“

- „Jawohl, Herr General.“

- „Sie haben aber nicht geschossen! Warum nicht? Konnten nicht – oder – wollten nicht!?“

- „Wollte nicht, Herr General.“

- „Sooo – Sie wollten nicht! Das habe ich mir ungefähr schon gedacht. Aber - Schophoff - einverstanden.“

Und noch einmal wiederholte er ganz deutlich: „Einver-stan-den!“

Ich hatte immer noch die Hand an der Mütze. Doch jetzt drückte sie der General herunter und fuhr fort:

- „Wissen Sie, lieber Schophoff, wir als Soldaten wollen in dieser vielleicht schwersten Zeit, die Deutschland je durchleben musste, nicht auch noch die Schande auf uns nehmen, unseren eigenen Dom in Schutt und Asche gelegt zu haben.“

Auch der General war über seinen Schatten gesprungen. Und aus Berlin kam nichts mehr – man hatte wohl größere Sorgen, in jenen Tagen.

Ruinenstadt Köln Nach Kriegsende 1945 waren neunzig Prozent der Häuser zerstört. Dass der Dom stehen blieb, ist wohl dem Mut eines einzelnen Mannes zu verdanken.

Mein Großvater starb 1978, kurz vor meiner Geburt. Mit seinen beiden Töchtern und seinem Sohn – meinem Vater – hat er selten über diese Sache gesprochen. Erst 1995, fünfzig Jahre nach Kriegsende, interviewten Reporter vom WDR und bergischen Lokalzeitungen meine Familie, um über den „Retter des Kölner Doms“ zu berichten. |

Fotos: Foto-Archiv Lambertin, privat

Ab vom Schuss

Oberndorf liegt am Rande des Schwarzwalds – weit weg von den Krisenherden der Welt. Doch in der idyllischen Kleinstadt werden Granatwerfer, Schnellfeuergewehre und Panzerwaffen hergestellt

Text: *Anna Hunger*
Fotos: *Frieder Bickhardt*

Die Firma Heckler und Koch soll Gewehre für den Drogenkrieg nach Mexiko geliefert haben. Der Friedensaktivist Jürgen Grässlin hat sie dafür angezeigt, Heckler und Koch wehrt sich dagegen

Mit Panzerwaffen von Rheinmetall schießt nicht nur die Bundeswehr, sondern auch die dänische Armee. Kleinwaffen von Heckler und Koch sind auf der ganzen Welt gefragt bei Polizei und Militär, aber auch bei Terroristen und kriminellen Banden

Rapsöl.“ Karlheinz Leopold steht in der Werkshalle von Rheinmetall und zeigt begeistert auf eine Fräsmaschine. Milchige Brühe rinnt an der Scheibe herunter. „Wenn das im Boden versickert, ist es biologisch abbaubar.“ War seine Idee, die Maschinen mit Rapsöl zu betreiben. Wegen des Neckars, sagt er.

Karlheinz Leopold hat zwei Kinder, ist 53 Jahre alt, blond, sportlich und trägt ein dunkelbraunes Feincord-Sakko mit hellbraunen Streifen. Wenn sein Handy klingelt, spielt es Volksmusik, und wenn er redet, dann redet er schwäbisch. Immerhin gebe es auch Leute, die Minen vergraben, sagt er. Und deshalb müsse es eben auch solche geben, die Panzer bewaffnen. Und die gibt es in Oberndorf am Neckar. Karlheinz Leopold ist ihr Chef: der Fertigungsleiter von Rheinmetall Defence, Abteilung Waffe/Munition.

Neben dem Schreibtisch in seinem Büro stehen ein paar Miniaturpanzer, ein kleines Flakgeschütz, eine Skyline aus lila- und grünfarbenen Panzergeschossen, ein Gummibaum und ein Modellauto. Das hat Leopold selbst gebaut – von den Speichenrädern bis zum Faltdach. Draußen in der Werkshalle neben den Fräsmaschinen stapelt sich kistenweise Leopard II-Bewaffnung. Leopold legt die Hand auf ein Marinegeschütz, das irgendwann einmal auf ein Kriegsschiff montiert wird und passgenau einen somalischen Piraten aus dem Schnellboot schießen kann. „Mir gefällt’s hier“, sagt er.

Diese Firma sei wie seine Familie. Die Stimmung gut, die Produkte gefragt, er selbst beliebt. Krieg ist noch weiter von diesem freundlichen Mann entfernt, als Bruchrechnen von einem Erdhörnchen. Er denkt in Müh und Metall und Werkstoffbelastbarkeit. Zerstörte Dörfer. Weinende Mütter. Tod. „Hm“, macht Leopold, zieht etwas ratlos die Schultern hoch und vergräbt die Hände in den Hosentaschen. „Aber wenigstens verschmutzen wir hier in Oberndorf den Neckar nicht.“

In Oberndorf gibt es eine traditionelle Narrenzunft, eine Kreissparkasse, drei Apotheken und drei Waffenfirmen. Am Ortseingang rechts hat die Firma Feinwerkbau Westinger und Altenburger ihren Sitz: Hersteller von Sportwaffen. Links Rheinmetall Defence: Panzerwaffenanlagen und Flugzeugbordkanonen. Und oben auf dem Lindenhof thront Deutschlands größter Kleinwaffenhersteller Heckler und Koch in ein paar grauen Würfeln und hinter zwei Meter hohen Zäunen mit so vielen Kameras, dass nicht einmal eine Fruchtfliege unbemerkt am Werkstor vorbeifliegen kann.

In einem der Würfel arbeitet Martin Lemperle. Lemperle ist sehr beschäftigt. Montag bis Donnerstag Bundessicherheitsrat; Freitag Essen mit Gästen; Montag Treffen mit der Firmenleitung; Montagmittag Geschäftsreise bis Mittwoch; Mittwoch Essen mit Gästen und Meeting, Donnerstag auch. Zwischendurch lebt er in einem Haus, das man sich leisten kann, wenn man gut verdient.

Lemperle könnte der Chef einer Spielzeugfabrik sein. Er ist charmant, Mitglied der Narrenzunft Beffendorf und hat ein freundliches Lachen. Aber er ist der Geschäftsführer von Heckler und Koch und verantwortlich für Produktion und Vertrieb des MR233-Sportgewehrs, 3,7 Kilo schwer, 30-Schuss-Magazin, Kaliber .223 REM und der MP7, einer Maschinenpistole, die auf 200 Meter Entfernung Löcher in eine NATO-Schutzweste stanzt.

An diesem sonnigen Nachmittag möchte er nicht über Waffen sprechen. Auch nicht über seine Firma, und noch weniger über Krieg. Fragt man ihn nach Mexiko, antwortet Lemperle: „Da kann man prima Urlaub machen.“ Seinen Kaffee trinkt er schwarz. „Passt doch zum Waffenboss von Oberndorf.“

Oberndorf liegt am Rande des Schwarzwalds, umgeben von Bergen, zwischen denen im Zweiten Weltkrieg Stahlseile gespannt waren gegen die Flieger der Alliierten. Für die Städte, die nicht zwischen Bergen lagen und ohne Seile auskommen mussten, produzierten die Oberndorfer die Flak 38. Eine davon steht im Oberndorfer Museum und reckt ihre Geschützarme in diesen kleinen Raum, wie ein überhebliches Insekt.

Genaugenommen hat Oberndorf sogar zwei Museen; in einem Backsteinbau gleich neben dem ehemaligen Augustinerkloster. Rechts der Haupteingangstür ist das Waffenmuseum in einem hundert Quadratmeter großen Raum, in dem schwarze Sturmgewehre in sauberen Vitrinen hängen. Das Heimatmuseum ist links, zweihundert Quadratmeter, ein paar Wohnstuben, alte Puppen mit Trachten und Bollenhüten, und Ackergerät, das eigentlich nicht hierher gehört, weil die Oberndorfer keine Bauern waren. Das Heimatmuseum besuchen die Gäste von Oberndorf nur dann, wenn richtig schlechtes Wetter ist. „Und wann ist schon mal richtig schlechtes Wetter?“, fragt Andreas Kussmann-Hochhalter, der Leiter des Museums.

Er sieht geknickt aus, wie er so durch die Oberndorfer Historie wandert. Oberndorf habe soviel mehr zu bieten als Waffen. Den Komponisten Sigfrid Karg-Elert, den Kussmann-Hochhalter immer mal wieder versucht mit einem Konzert bekannt zu machen. Aber keiner will ihn hören, weil er so scheußliche Musik gemacht hat: „Orgel. Sehr schräg.“ Oder ein paar Armreifen und Tonscherben aus einer keltischen Siedlung, die sie letztens neben der Kreissparkasse ausgegraben haben. Aber die verstauben links, im Heimatmuseum, weil die Maschinengewehre rechts interessanter sind und kaum einer der Touristen, die hierher kommen, wissen will, welche Tracht in Oberndorf getragen wurde. Oberndorf ist außerhalb von Oberndorf eben als die „Waffenschmiede im Schwarzwald“ bekannt und es kommen sowieso nur sehr wenige Touristen hierher.

Feierabend Nach der Arbeit noch ein Bier in der Kneipe. „Wenn wir die Waffen nicht produzieren, tut es ein anderer“, sagen die Oberndorfer. Unten: Eine Flugzeugbordkanone von Rheinmetall im Waffenmuseum

Dabei hat Oberndorf eigentlich sehr viele Freunde. Die Narrenzünfte Überlingen, Elzach und Rottweil, die Bundeswehr, die Polizei, viele Biathleten, Amerikaner, Spanier, Portugiesen, Pakistaner, Sudanesen, Mexikaner, einige Terroristen und ein paar saudi-arabische Scheichs. Mit Sportgewehren von Feinwerkbau hat die deutsche Luftdruckschützen-Mannschaft bei der EM in Brescia Gold geholt; Panzerwaffen von Rheinmetall gibt es nicht nur bei der Bundeswehr, sondern auch in der dänischen Armee; und Gewehre von Heckler und Koch gehören zu den gefragtesten Kleinwaffen bei Militärs und Polizei – aber auch bei Rebellengruppen und kriminellen Banden. Eigentlich ist Oberndorf also beliebt. Nur ein paar ▸

Frieden ist nicht gut für Oberndorf. Denn immer dann, wenn es der Welt ein bisschen besser geht, geht es den Oberndorfern schlechter

Aufgeräumt Die Verantwortung wird in Oberndorf an der Garderobe abgegeben. Mit Krieg und Terror will man lieber nichts zu tun haben

Leute können es nicht leiden. Einer von ihnen ist Jürgen Grässlin.

Jürgen Grässlin ist der Bundessprecher der Deutschen Friedensgesellschaft und wohl der größte Feind von Martin Lemperle. Grässlin sitzt im „Rüstungsinformationsbüro“ in Freiburg, es gibt Zwetschgenkuchen und Kräutertee Marke „Lebenstraum“. Drum herum stapelt sich der Krieg in Hunderten von Ordnern vom Boden bis zur Decke. Auf den Rücken steht Daimler, Dornier, Rheinmetall, EADS, Krupp.

Die Ordner, auf denen „Heckler und Koch“ steht, sind Grässlins „Spezialgebiet“. Seit Jahren recherchiert und archiviert er den weltweiten Verbleib der Oberndorfer Waffen. Letztens hat er Heckler und Koch angezeigt. Weil die Firma Waffen in Unruhegebiete nach Mexiko exportiert haben soll, wo sich Polizei und Drogenkartelle einen Kampf liefern, der in den vergangenen vier Jahren fast 35 000 Menschen das Leben gekostet hat.

„Heckler und Koch leistet durch Waffenexporte Beihilfe zum Massenmord“, sagt Jürgen Grässlin.

„Jede Minute stirbt ein Mensch durch Waffengewalt“, sagt Amnesty International.

„Wir produzieren Sicherheit“, sagt Karlheinz Leopold.

Singstunde Froh zu sein bedarf es wenig... Der gemischte Chor des Gesangvereins „Frohsinn“ bei einer Probe

„Die beste Waffe ist die, die nicht gebraucht wird“, sagt Martin Lemperle und macht sich wieder auf Geschäftsreise.

Grässlin sagt: „Wenn die wüssten, was ich im kommenden Jahr noch so auspacke.“ Die Arbeiter von Heckler und Koch sagen, der Grässlin solle sich endlich raushalten.

Einer davon ist Wolfgang. Er sitzt im Krokodil, einer gemütlichen Eckkneipe nicht weit vom Marktplatz entfernt. Wolfgang kommt immer freitags. Er steckt eine Münze nach der anderen in einen blinkenden Spielautomaten, obwohl er weiß, dass er sowieso nichts gewinnt. Wolfgang trägt Schnurrbart und eine schwarze Vliesjacke. Auf der Brust leuchtet das rote HK-Emblem von Heckler und Koch. „Beim Heckler“ wartet er die Maschinen, an denen all die Gewehre und Pistolen hergestellt werden.

Heckler und Koch sei ein guter Arbeitgeber. Gute Sozialleistungen, gutes Gehalt, gute Stimmung. Wenn es die Firma nicht in Oberdorf gäbe, dann würden eben andere Leute Waffen herstellen, dann gäbe es aber für die Grundschule keine Stühle, für die Straßen keinen neuen Asphalt und für ihn keine Arbeit. Und auf die ist er stolz. Weil er bei einem Unternehmen arbeitet, das in seiner Branche eines der besten ist und weil er, Wolfgang, ein kleines bisschen zu diesem Weltruhm beiträgt. Wolfgang wirft eine Münze nach. Der Automat blinkt, dann macht er ein Geräusch, dass sich wie „nööök“ anhört, kein Gewinn.

„Heckler und Koch produziert vor allem für die Guten“, sagt Wolfgang. NATO, Polizei, Soldaten in Afghanistan. Dass aber in Afghanistan deutsche Soldaten mit G36-Sturmgewehren aus Oberndorf auch gegen Taliban mit G3-Sturmgewehren vom Schwarzmarkt schießen, weiß er nicht. Will er auch nicht wissen. Auch nicht, dass der Heckler und die Bundesregierung mit der Zeit so viele Lizenzfirmen aufgebaut haben, dass von überall nach überall exportiert werden kann. An die Guten, an die Bösen und an die ganz Bösen. „Das entscheiden Politiker“, sagt Wolfgang, „nicht wir Oberndorfer“. Das würden viele Leute vergessen. Vor allem solche wie Jürgen Grässlin.

Manchmal steht Jürgen Grässlin mit einer Hand voll grauer Flugblätter in dieser Kleinstadt. Auf den Zetteln ist ein Mann aus Somalia zu sehen. Der Mann hat nur noch ein Bein, weil man ihm das andere mit einem Gewehr von Heckler und Koch weggeschossen hat. „Konfrontation“ nennt Grässlin das.

„Provokation“ nennen es die Oberndorfer. Weil sie nicht wissen, was sie sonst sagen sollen. Grässlin wünscht sich für Oberndorf Rüstungskonversion: Rollstühle statt Präzisionsgewehre, Medizintechnik statt Waffentechnik. Die Oberndorfer wünschen sich für Jürgen Grässlin, dass er dahin verschwindet, wo der Pfeffer wächst. Weil er ein Querulant ist und gegen das Einzige protestiert, was die Oberndorfer wirklich gut können – Waffen herstellen. Und weil er für Frieden demonstriert. Aber Frieden ist nicht gut für Oberndorf. Denn immer dann, wenn es der Welt ein Stückchen besser geht, geht es den Oberndorfern schlechter.

Seit 1811 produzieren die Oberndorfer Waffen. Zuerst für den König in der Württembergischen Gewehrfabrik, dann in den Mauser-Werken für den Ersten Weltkrieg, die Chinesen und Osmanen, dann für Hitler und die Wehrmacht. Im Krieg arbeiteten mehrere tausend Arbeiter in den Mauser-Werken, die heute Rheinmetall heißen. In Friedenszeiten nur noch wenige. Und weil Waffenbau verboten war, stellten sie eine Kurzarm-Einnadel-Doppelkettstich-Nähmaschine her, die kaum einer haben wollte, und ein Mauser-Auto, das auch keiner haben wollte und das heute im Oberndorfer Museum steht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg produzierten die Oberndorfer Waffen gegen den Kommunismus. Oberndorf sei bis Ende der Achtzigerjahre ein „geschlossenes System“ gewesen, sagt einer. Satt nach innen, spröde nach außen und mit fast 1700 Mauser-Arbeitern und einer rund 3000 Mann starken „Elite-Truppe“ von Heckler und Koch; getrimmt auf Loyalität zum Unternehmen und damit gewappnet gegen die evangelische Gemeinde, mit einem Pfarrer, der gegen die Rüstungsindustrie predigte, und gefeit gegen eine Handvoll Friedensaktivisten. Die demonstrierten auf dem Oberndorfer Marktplatz zuerst gegen Atomraketen und später gegen Gewehre und Pistolen. Dann fiel die Mauer,

Häuslebauer Ihren bescheidenen Wohlstand verdanken viele Oberndorfer den Waffenfirmen. Am Wochenende wird geschossen: In Oberndorf gibt es drei Schützenvereine

Waffenfreund Georg Egeler ist der letzte Büchsenmacher der Stadt. Hundert Gewehre hat er in seinem Leben gebaut und damit deutsche Hasen und afrikanische Antilopen geschossen

Fast 7 000 Zwangsarbeiter aus 19 Nationen haben in den Mauserwerken Waffen für die Wehrmacht produziert. Rechts die Firmengründer: Wilhelm und Paul Mauser

der kalte Krieg war vorbei. Und über Nacht waren eine Menge Oberndorfer arbeitslos.

Viele Geschäfte gingen ein, weil keiner mehr zum Einkaufen kam, das Hotel, in dem die Geschäftsreisenden übernachtet hatten, und die Brauerei. Die Stadtverwaltung gründete aus Verzweiflung den Tourismusverein, pries die Nähe zum Bodensee und zum Europapark – jeweils nur siebzig Kilometer, Wachholderhaine, Theater, Heimatmuseum. Oberndorf am Neckar – ein Ort für die ganze Familie.

„Aber man kann aus Feinmechanikern keine Kofferträger machen“, sagt Klaus Laufer, der frühere Bürgermeister von Oberndorf. Klaus Laufer ist ein sehr großer, hagerer Mann mit blauen Augen und genauso blauem Hemd. Jedes zweite Haus stehe nur deshalb hier, weil es die Mauser-Werke gab, sagt er. Und fast der ganze Rest von Oberndorf, weil es Heckler und Koch gibt. Oberndorf lebt von seinen Waffen. Das ist das Dilemma.

Die Oberndorfer seien etwas scheu, wenn es um ihre Wehrtechnik gehe. Weil sie schon irgendwie alle wissen, dass sie mit schuld sind am Leid auf der Welt. Weil sie aber auch gleichzeitig stolz sind auf ihre Markenprodukte und weil sie nie wieder eine solche Spaltung erleben möchten, wie es sie in den Achtzigerjahren gab – als die Betriebsräte von Heckler und Koch und Mauser reihenweise aus der Kirche austraten und einer Oberndorfer Friedensaktivistin hinter einer Fastnachtsmaske zugeraunt wurde, sie solle sich im Neckar ersäufen. „Es war furchtbar schwierig“, sagt Laufer und plumpst in sein kleines, weiches Sofa.

Waffen seien ebenso ein Tabu-Thema, wie die Rolle Oberndorfs im Zweiten Weltkrieg. Insgesamt 7000 Zwangsarbeiter arbeiteten im Mauser-Werk aus 19 Nationen, zusätzlich etwa 700 Kriegsgefangene und rund 4400 Menschen aus einem sogenannten Arbeitserziehungslager und einer Außenstelle des KZ Buchenwald. Klaus Laufer hält bis heute Kontakt zur Tochter einer russischen Zwangsarbeiterin.

Fährt man von Klaus Laufer die Hauptstraße in den Ortskern hinunter, kommt man am Haus von Georg Egeler vorbei. Georg Egeler ist der letzte Büchsenmacher von Oberndorf. Auf seinem Wohnzimmerschrank steht ein ausgestopftes Murmeltier, erlegt auf dem Dachstein, nach zwölf Stunden Murmeltierjagd. Seit fünfzig Jahren ist er Mitglied im Schützenverein, insgesamt hat er 350 „Kreaturen“ erlegt, er hat unzählige Jagdgewehre auf unzählige Körper angepasst und insgesamt hundert Gewehre vom Schaft bis zur Mündung selbst gebaut. Mit seiner achtzigsten selbst gebauten Waffe hat er Tiere in Afrika erlegt, mit der hundertsten jagt er Wildschweine und Hasen. „Zwischen Leben und Tod zu entscheiden, das ist kein Hobby“, sagt er und meint es ernst, sehr ernst.

Wenn man Georg Egeler fragt, wie das so ist mit den Waffen in Oberndorf, dann grinst er nur listig über die Gläser seiner Brille hinweg. Im Hintergrund schnaubt seine Frau: „Hätten wir hier eine Bonbon-Fabrik, würden wir eben Bonbons produzieren.“ Egeler grinst noch breiter. „Früher gab´s nichts anderes“, sagt er. „Entweder Stalingrad oder Mauser.“

Jürgen Grässlin steht wieder einmal mit seiner Friedensfahne am Werkstor von Heckler und Koch – nur ein paar Straßen entfernt von Klaus Laufers Einfamilienhaus und dem von Georg Egeler. Grässlin verteilt die Flugblätter mit dem Foto des Einbeinigen aus Somalia. Die meisten Arbeiter laufen an ihm vorbei. Auch Martin Lemperle kommt aus seinem grauen Würfel. „Verlassen Sie bitte das Firmengelände“, sagt er. „Das ist ein freies Land“, antwortet Grässlin, die zweihundert Euro Bußgeld, falls Lemperle die Polizei rufen wolle, habe er sogar in bar dabei. Zweihundert Euro seien ein Witz, giftet er und platziert sich und seine Fahne auf dem Nachbargrundstück.

Währenddessen sitzt Karlheinz Leopold von Rheinmetall Waffe/Munition in seinem Büro neben dem Gummibaum und freut sich. Zwei Milliarden Gesamtumsatz für Rheinmetall Defence im Jahr 2010. Und der Neckar bleibt sauber. |

Ruhe Wenn es Nacht wird in Oberndorf, hört man nur noch den Neckar rauschen

„Immer ehrlich sein – eine Katastrophe!“

Wie gehen wir vernünftig mit der Wahrheit um? Ein offenes Gespräch mit Lügenforscher Professor Doktor Klaus Fiedler

Interview: *David Krenz*
Porträt: *Natalie Becker*

Herr Professor Fiedler, neulich serviert mir meine Mutter ihre neue Kreation, Currylinsensuppe. Bäh!, denke ich. Doch ich sage: lecker! Zufriedenes Seufzen. Ist lügen eine feine Sache?

Das Beispiel zeigt, in welchem Spannungsfeld jeder Mensch aufwächst. Auf der einen Seite soll man aufrichtig, ehrlich sein. Das ist auch richtig so, denn wenn ich mir bei jedem Menschen überlegen muss, was ich ihm gegenüber behauptet habe, damit mein Lügengerüst nicht zusammenbricht, würde mich das krank machen...

… und auf der anderen Seite …

… werden wir dazu erzogen, Andere mit Taktgefühl zu behandeln und sie nicht zu kränken. Das führt dazu, dass wir im Alltag die brutale Wahrheit fast immer in irgendeiner Weise beschönigen. Wir reduzieren die Wahrheit.

In den USA gibt es Bewegungen wie radical honesty. Die sagen, wenn jeder absolut ehrlich wäre, wäre die Welt eine bessere.

Ich teile diese Ansicht überhaupt nicht. Wenn jeder ständig die Wahrheit sagen würde – Kinder zu Eltern, Angestellte zu Vorgesetzten – das wäre eine Katastrophe. Nicht auszudenken, wenn jede Fantasie, fremdzugehen und jedes ausgemalte Verbrechen ausgesprochen würden.

Was bedeutet nun verantwortungsbewusster Umgang mit Lüge und Wahrheit?

Verantwortung bedeutet, ein Geheimnis für sich zu behalten. Umgekehrt gibt es aber Situationen, da muss man Rückgrat zeigen und Mut haben, eine unangenehme Wahrheit auszusprechen.

Das habe ich am Esstisch meiner Mutter versäumt – und habe jetzt den Salat: Ermuntert durch mein falsches Lob will sie die Linsensuppe zur nächsten Familienfeier präsentieren, was ihrem Ruf als exzellente Köchin nachhaltig schaden könnte. Kann die gut gemeinte Lüge auch Schlechtes bewirken?

Klaus Fiedler

Ja, das kann sie. Natürlich hat man das Recht, die Mutter nicht zu kränken. Aber wenn sie ins offene Messer laufen oder sich blamieren würde, dann kommt der Punkt, an dem man sie vertrauensvoll zur Seite nimmt und sagt: ‚Hör mal zu, ich habe die Suppe zwar gern gegessen, weil ich dich lieb habe. Aber eigentlich solltest du das nicht noch einmal kochen.’ Und dann wird sie das auch nicht in den falschen Hals kriegen. Sie wird sogar froh und stolz sein, dass Sie so mit ihr geredet haben.

Das beruhigt mich.

Vielleicht sollte das sowieso eine Maxime sein, nicht nur aus moralischen Gründen, sondern weil es auf lange Sicht eher glücklich macht: Mit Menschen, die einem am Herzen liegen, einen Zustand anzustreben, in dem man überhaupt nicht mehr lügt oder falsche Rücksicht nimmt. Das ist möglich, aber man braucht eine gefestigte Beziehung. Wir können Sternstunden erleben, wenn wir über dieses Stadium des taktischen Umgangs mit der Wahrheit hinauskommen.

Sie sprechen aus eigener Erfahrung?

Ich würde meine Frau nicht belügen. Und wenn ich mich einmal dabei ertappe, versuche ich das zu korrigieren. Ich möchte nie überlegen, was darfst du jetzt sagen und was darfst du jetzt nicht sagen. Ich möchte völlig frei reden können. Das kann sehr entspannend und wohltuend sein. Ehrlichkeit liegt also auch im eigenen Interesse.

Halten ehrliche Beziehungen länger als die mit kleinen Geheimnissen?

Ein holländischer Kollege, Aldert Vrij, beschreibt in einem Artikel die Lüge als Schmiermittel der Gesellschaft. Alltagslügen sind oft auf die Schonung des Partners ausgerichtet und können eine stabilisierende Funktion auf die Beziehung haben.

Sind Eltern in Gegenwart ihrer Kinder ehrlicher?

Ich glaube schon. Ein Psychologe nennt das Phänomen priming: Wenn man bestimmte Schlüsselreize auslöst, dann ändert sich das Verhalten. Die eigenen Kinder sind effektive Primes, indem sie einen an Regeln des guten Verhaltens erinnern. Die Situation, dass man mit dem eigenen Kind an der Hand an einer roten Fußgängerampel stehen bleibt, steht sinnbildlich für diesen Effekt.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen Ehrlichkeit und gesellschaftlichem Status? Ist der Manager ein größerer Schwindler als der Hartz-IV-Empfänger?

Es müsste mit dem Teufel zugehen, wenn das nicht so wäre. Bestimmte Berufe erfordern tagtäglich, dass man lügt.

Berufe mit Geld und Macht?

Wenn ein Banker jeden Tag seine Ware schönreden muss, wenn ein Politiker immer wieder die Leute ablenkt und Dinge behauptet, die er nicht einlösen kann, dann entwickelt er ganz von selbst ein Repertoire, das ihm beim Lügen hilft.

Setzt der Berufslügner dieses Repertoire auch privat ein?

Durch seinen Arbeitsalltag hat er gelernt, dass man andere Leute instrumentell benutzt wie Werkzeuge. Ich bin ziemlich sicher, dass das auf das Privatleben abfärbt. Er verliert seine Skrupel.

Gibt es eine typische Situation, in der Lügen gerechtfertigt sind?

Unsere Gesetzgebung sorgt dafür, dass wir in bestimmten Situationen nicht zum Lügen genötigt werden. Ein Zeuge kann seine Aussage verweigern, wenn er einen nahen Verwandten oder Freund nicht belasten will. Das Prinzip gilt sicher auch für ähnliche Situationen außerhalb des Gerichtssaals.

Lügner sind also die besseren Freunde – oder Söhne, wie in meinem Fall.

Das unterstellt, dass sich Menschen in Lügner und Nichtlügner unterscheiden. Ich denke nicht, dass es jemanden gibt, der immer die Wahrheit sagt. Leute, die einen Katalog von Verboten mit sich herumtragen und glauben, dass sie sich jederzeit koscher verhalten, belügen sich oft selbst. Die zwischenmenschlichen Notwendigkeiten sind so stark, dass man immer mal Rücksicht nehmen muss. |

… und manches lässt man lieber ganz im Dunklen stehen

In einem zehnminütigen Gespräch lügt der Mensch zwei Mal, sagen Studien. Das Interview dauerte eine Stunde, wären also zwölf. Doch **Klaus Fiedler,** 59, hat nach bestem Wissen geantwortet: Der promovierte Sozialpsychologe ist ausgewiesener Experte auf dem Feld der Lügenforschung. Als Professor an der Universität Heidelberg untersucht er unter anderem, durch welche sprachlichen Merkmale sich Lügen aufdecken lassen.

Gegenüber Robert Schrem sitzt im Studio seines Internetsenders Fluegel.tv. Die Miete für den Raum kostet 500 Euro monatlich, der Blick auf den Hauptbahnhof ist für den Stuttgarter unbezahlbar

Fenster zum Bahnhof

Robert Schrem überträgt ins Netz, was er von seinem Büro aus sieht: den Stuttgarter Hauptbahnhof. Mit dem Abriss des Nordflügels wurden seine Bilder berühmt. Seitdem mischt sich der Webdesigner in den Protest gegen S21 ein – mit dem Internetsender Fluegel.tv

Text: *Susanne Faschingbauer*
Porträt: *Rainer Kwiotek*

Es begann mit einer kleinen grauen Videokamera, Sony, Modell HDR HC1e. Das Leben von Robert Schrem, 41, teilt sich in eines vor „HDR HC1e" und eines danach. Der Tag, der die Grenze markiert, war der 5. August 2010. Schrem stellte die Videokamera in das Fenster seines Büros gegenüber dem Stuttgarter Hauptbahnhof und schaltete sie online. Das Objektiv war auf den Nordflügel des Bahnhofs gerichtet, einen rechteckigen Klotz aus Beton und Muschelkalk. Wer zuschaute, musste entweder einschlafen oder wegklicken.

Drei Wochen später war die Videokamera Deutschlands berühmteste Webcam.

„Fluegel.tv" – ein neuer Internetsender war geboren.

Schrem, zerzauste Haare, zeitlose Brille, sitzt auf einem Holzstuhl in seinem Büro, hinter ihm eine Schiefertafel vollgekritzelt mit Terminen, vor ihm zwei Computerbildschirme der Marken Apple und Dell, daneben ein Mischpult, in der Hand eine Maus. Schrem wartet auf den Studiogast: Nils Schmid, SPD-Spitzenkandidat für die Landtagswahl in Baden-Württemberg. An der Decke laufen Kabelbahnen, hängen fünf Studioleuchten und zwei Mikrofone, zwei Rednerpulte stehen im Rampenlicht. Zwei Mitarbeiter spielen „Fangen" um die Stehpulte, eine andere räumt leere Plastikflaschen weg. Schrem ist auf den Bildschirm konzentriert. In einer Minute soll die Live-Schaltung beginnen. Doch Kandidat Schmid ist unpünktlich.

Es ist noch kein Jahr her, da gehörte der Mediendesigner Robert Schrem zu jenem Teil der Bevölkerung, der Politik allenfalls als lästige Nebenerscheinung eines geregelten und ausgefüllten Lebens wahrnimmt. Er, verheiratet, zwei Kinder, fuhr morgens mit der S-Bahn ins Büro, abends pünktlich zum Essen zurück nach Hause. Für Kundengespräche schlüpfte Schrem in seinen Anzug, daheim trug er Cord. Was in der Welt geschah, verfolgte er übers Internet, lokale Nachrichten las er nie. Politisch interessiert? Ja. Politisch engagiert? Nein. Sein Leben drehte sich um anderes, die Liebe, die Kinder, den Beruf.

Im Frühjahr 2010 zog seine Firma nach München; er wollte in Stuttgart bleiben und machte sich selbstständig. Er suchte ein günstiges Büro auf Zeit – und fand es direkt gegenüber dem Stuttgarter Hauptbahnhof: Im Kreativzentrum Heilbronner Straße 7, wo einst die Bahndirektion saß, arbeiten heute junge Designer, Architekten und Künstler. Draußen vor den Fenstern demonstrierten jeden Montag trommelnd, pfeifend und grölend Tausende Menschen gegen den Bau des Tiefbahnhofs. Rausgehen? Mitmachen? Nein. Aber „aus Spaß" stellte Schrem die Videokamera aufs Fensterbrett.

Am 25. August 2010 rollte ein Bagger vor die Linse und biss ein Loch in den Nordflügel. „Das war für alle ein Schock." Die Zugriffe auf Schrems Bilder stiegen rasant. *Sueddeutsche.de, spiegel.online* und *zeit.de* verlinkten die Webcam. Das *ZDF* rückte mit einem Filmteam an, *RTL, Sat.1, n.tv* verlangten nach dem Material.

Während sein Handy klingelte, sein Kopf brummte, es an der Tür klopfte, stapelten sich auf dem Schreibtisch unerledigte Kundenanfragen von Daimler, SAP und BBC. Sollte er sich wirklich weiter in diesen Protest einmischen? Noch ehe der Mediendesigner über seine Rolle nachdenken konnte, hatten ihn die Gegner von Stuttgart 21 längst akzeptiert.

Thorsten Puttenat, 38, Musiker, von Beginn an bei den Demonstrationen dabei, überlegte: Schrem? Schrem? Der Name sagte ihm doch was. Klar, den kannte er von früher! Prompt klopfte er bei seinem alten Schulfreund an, ihm auf die Schulter – und bot seine Hilfe an. Mit dem Namen Fluegel.tv setzten sie dem abgerissenen Nordflügel ein Denkmal.

Schrem fragte sich: Wie macht man eigentlich Fernsehen? Er war Netzexperte – aber kein Journalist. Klar war ihm nur eines: Sie mussten näher ran. Sie brauchten einen Übertragungswagen, der wenig kostete und viel leistete. Bei Amazon bestellte Schrem für sechzig Euro einen Leiterwagen, installierte ein Funktürmchen und eine Autobatterie darauf. Fluegel.tv war nun mobil: mit dem ersten Boller-Ü-Wagen der Welt.

Am 30. September 2010 ging die Polizei im Schlossgarten mit Wasserwerfern und Pfefferspray gegen Demonstranten vor. Fluegel.tv war mittendrin; als erstes und für viele Stunden einziges Fernsehteam vor Ort. Eine Blamage für die etablierten Medien – und Treibstoff für Fluegel.tv.

Fast täglich meldeten sich Leute, die mitmachen wollten, darunter Profis vom *SWR,* die ihre Ausrüstung mitbrachten: Kameras, Mischpulte, Studioleuchten. Im Büro schoben sie Tische, Schränke und Termine beiseite, rollten drei Sitzsäcke ins Rampenlicht und drehten zum ersten Mal „Auf den Sack", die Diskussionsrunde von Fluegel.tv. 800 Internetnutzer sahen zu, 10 000 luden die Sendung herunter. Fluegel.tv hob ab, auch ohne professionelle Regie und ohne Make-up.

In den ersten beiden Monaten zählte die Webseite 200 000 Klicks - nicht nur von Protestgegnern. „Andere Medienmacher gucken uns, sie sind unsere größten Fans. Internet ist das Fernsehen der Zukunft", sagt Schrem.

Auch die Landesmedienanstalt (LfK) schaltete sich ein: Mehr als 500 Zuschauer seien laut Rundfunkstaatsvertrag nicht erlaubt. Sie verlangte eine Sendelizenz und fünfhundert Euro. Die Nutzer waren empört, die Macher des Internetsenders warfen die Warnung der LfK unbeachtet in den Müll. Echte Piratensender zahlen nicht. Seither fliegt User 501 von der Seite – Sperre der Medienanstalt.

Trotz der Widerstände schaffte es der Amateursender in eine Reihe mit den Profis, ein Novum in der deutschen Mediengeschichte. Fluegel.tv übertrug die Schlichtungsgespräche aus dem Stuttgarter Rathaus, als einziger Sender neben *Phoenix* und dem *SWR.* Heiner Geißler hatte ein gutes Wort für sie eingelegt.

Fluegel.tv ist aus Robert Schrems Leben nicht mehr wegzudenken, er verbringt mehr Zeit im Studio als mit seiner Familie. Und er zahlt drauf. Einige hundert Euro investiert er pro Monat, dreißigtausend haben er und sein Team für den Sender schon ausgegeben, ein Zehntel davon waren Spenden. „Viele haben das Vertrauen in die etablierten Medien verloren." Auch Schrem mag sich ein Leben in alten Gleisen nicht mehr vorstellen. Er fürchtet nur, dass sich die Bahn bald einschaltet – mit Gruben.tv. |

Mittendrin Das erste Bild seiner „HDR HC1e" stellt Robert Schrem am 5. August 2010 um 17.53 Uhr online. Knapp drei Monate später filmt er für Fluegel.tv die Schlichtungsgespräche im Stuttgarter Rathaus – neben Phoenix und dem SWR

Fotos: Flügel TV, Michael Steinert

Frankensteins Erbe

Bernd Frankenstein war ein erfolgreicher Unternehmer. Doch seine Firma wuchs ihm über den Kopf. Als er verkaufen wollte, lernte er seine Tochter von einer ganz neuen Seite kennen

Text: *Janet Schönfeld*
Foto: *Natalie Becker*

Wenn Katja Frankenstein morgens um halb sieben mit ihren beiden Hunden über die noch dampfenden Albwiesen joggt, denkt sie: „Ich habe doch das schönste Leben auf der ganzen Welt." Drüben am Hang steht ihr Haus, nur ein paar hundert Meter davon entfernt liegt die „Frankenstein Präzision GmbH & Co. KG", ein Bearbeitungsunternehmen für Spezialteile in der Automobil-, Medizin- und Maschinenbautechnik. Katja Frankenstein ist mit 34 Jahren Chefin geworden, weil ihr Vater den Betrieb loswerden wollte.

Wenig später tritt Katja Frankenstein aus ihrem Büro und schaut von der Galerie auf die vierzig voll- und halbautomatischen Maschinen in der Werkshalle. Statt Wiesenduft atmet sie jetzt den Geruch von Schmiermittel und statt Vogelgezwitscher hört sie den Takt der Roboter. „Früher hätte ich mir nicht vorstellen können, hier anstelle meines Vaters zu stehen." Damals war sie noch Erzieherin in einem Reutlinger Kindergarten.

Geschwister-Power Katja Frankenstein und ihr Bruder Steffen in der Werkshalle ihrer Firma

Der erstaunliche Aufstieg vom Spielplatz in die Chefetage eines mittelständischen Familienunternehmens war weder geplant noch vom Firmengründer Bernd Frankenstein gewollt. Er hatte die Firma 1985 in seiner Garage gegründet, seither ist sie stetig gewachsen. Bald brauchte er eine neue Werkshalle, um die Kleinteile für Autogetriebe, Schlagbohrmaschinen oder Getränkeautomaten für McDonalds zu schleifen, zu drehen und zu fräsen.

Bernd Frankenstein war ein typischer Tüftler, der nach technischen Lösungen suchte, aber vom Umgang mit Kunden so viel verstand, wie ein Albbauer vom Fischfang. Seine Firma war ihm in den vergangenen Jahren buchstäblich über den Kopf gewachsen. „Er war einfach ein Technikfreak und fühlte sich unwohl in der Rolle des Managers." Im Juni 2009 teilte Bernd Frankenstein seiner Tochter Katja und seinem Sohn Steffen mit, dass er die Firma verkaufen wolle.

„Mir doch Wurscht", sagte die Tochter, „verkauf halt."

Katja Frankenstein war zu diesem Zeitpunkt schon Personalreferentin in der Firma ihres Vaters. Der Kindergarten hatte sie irgendwann unterfordert und sie holte die Fachhochschulreife nach. Nach einem Betriebswirtschaftsstudium fing sie schließlich bei ihrem Vater im Betrieb an. „Bevor ich gar nichts hatte, hab ich halt das gemacht." Doch Vater und Tochter gerieten immer öfter aneinander. „Er hat patriarchalisch geführt", sagt sie, „mir hat das nicht gepasst."

Bei den Verkaufsabsichten des Firmenchefs spielten die eigenen Kinder keine Rolle. „Mein Vater traute uns das offenbar nicht zu, vielleicht auch, weil ich eine Frau war, und mein Bruder noch Student. Außerdem hatten wir ja auch kein Geld."

Als das Kaufangebot eines Konkurrenten schon auf dem Schreibtisch liegt, schmieden Katja und Steffen einen geheimen Plan. Sie wollen mitbieten, ohne dass ihr Vater es merkt. Einen Businessplan haben sie gemacht, Kredite bei mehreren Banken besorgt. Ihr Angebot geben sie anonym über einen Steuerberater ab. Als ihr Vater das „Komplott" entdeckt, ist er zuerst sprachlos. Seine Tochter? Eine Frau? In dieser Branche? Dann zieht sie die Kreditbewilligungen aus der Tasche und erklärt die Pläne, das überzeugt den Vater. „Ok, ihr könnt die Firma haben", sagt er schließlich.

Die beiden sind das perfekte Team: Steffen Frankenstein, der Techniker und kreative Kopf. „Aber die Chefin ist sie", sagt er. „Ich schwätz ihm nicht in der Technik rein und er schwätzt mir nicht in meine Managementaufgaben", sagt sie.

Controlling, Finanzbuchhaltung, Investitionen – was Katja Frankenstein nicht wusste, hat sie sich in Abendkursen angeeignet. Und ein bisschen mit Technik muss sie sich trotzdem auskennen, zumindest mit Kreuzschleifen an Präzisionsteilen im Müh-Bereich. „Honen nennt man das. Wissen Sie, was ein Müh ist? Das ist ein tausendstel Millimeter." Sie zieht sich ein Haar heraus. „Oder ein Haar, zehn Mal gespalten."

Anders als ihr Vater redet sie mit den Mitarbeitern und bezieht sie in Entscheidungen ein. Ihr betriebswirtschaftliches Vorbild ist „Der kleine Prinz" von Saint-Exupéry: „Du sollst deine Mitarbeiter nicht lehren, wie man Schiffe baut, sondern die Sehnsucht nach dem Meer." Für die neuen Aufenthaltsräume konnten sich die Mitarbeiter Liegesessel, I-Pod-Anschluss und einen Tischkicker wünschen.

Mindestens einmal am Tag sehen sich Vater und Tochter noch. Dann kommt Bernd Frankenstein zum Mittagessen aus dem fünf Kilometer entfernten Gomadingen angereist. Dort hat er sich eine kleine Schleiferei eingerichtet. Wie damals, in der Garage. |

weit weg Einem Fischer geht ein Kleinwagen ins Netz. Zwei Frauen streiten sich um ein Baby. Ein Tsunami-Opfer zieht Haiti aus dem Dreck.

Haiti

Freiwillige vor!

In der Hauptstadt Port-au-Prince sind auch ein Jahr nach dem verheerenden Erdbeben viele Gebäude zerstört, Menschen leben in Zelten, es fehlt an Schulen. Wer zur Hölle verbringt hier seine Freizeit?

Text: *David Weyand*
Fotos: *Jonas Wresch*

Teamwork Rebecca und Jhonson setzen neue Mauersteine in der Emes-Schule. Die deutsch-haitianische Zusammenarbeit funktioniert

Klassenarbeit Während die Schüler lesen, schreiben und rechnen, bauen die Freiwilligen im Hintergrund am neuen Dach

Tatkraft Andy in einem Tap-Tap-Taxi vor dem zerstörten Präsidentenpalast. Sein Einsatz kommt einem Staat zugute, der schon vor der Katastrophe am Ende war

Es stinkt nach Kloake, die Abgase verrosteter Lastwagen brennen in den Augen, penetrant hupen die Tap-Taps. Von der Ladefläche der bunt bemalten Pick-Up-Taxis schallt kreolischer Hip-Hop, die Chauffeure verwechseln den löchrigen Asphalt von Port-au-Prince mit einer Formel-1-Strecke. Mitten durch den morgendlichen Wahnsinn tänzeln zwei „Blanc“, wie sie hier die Weißen nennen, und ihr haitianischer Kollege Jhonson. Andy und Jhonson schultern eine Holzplanke, Rebecca folgt mit einer Schubkarre, darin: Hammer, Meißel und Säge. Sie fallen auf, weil sie als einzige Blanc zu Fuß unterwegs sind und nicht in einem klimatisierten Jeep sitzen.

Nach zwei Kilometern hat der kleine Bautrupp sein Ziel erreicht: die Emes-Schule. „Bonjour, ça va?“, ruft Saul Dulcio, der 54-jährige Direktor, von weitem. Andy und Jhonson legen den Balken ab, dann schnappt sich Andy den Plan mit der Bauskizze und führt die anderen herum. Wie drei Viertel aller Schulen in Port-au-Prince wurde auch die Emes-Schule beim Beben schwer beschädigt: Von den vier Klassenräumen sind zwei zerstört. Gesteinsbrocken liegen noch immer im Hof, wacklige Mauerreste lassen den Grundriss erahnen. Es wurde niemand verletzt, weil das Unglück nach Schulschluss passierte. Früher haben hier sechs Lehrer fünfzig Kinder unterrichtet. Heute drängen sich in den verbliebenen zwei Räumen zwanzig Schüler auf winzigen, schiefen Holzbänken; zwei Lehrerinnen unterrichten sie.

„Wir hauen die kaputten Steine weg, ziehen die Mauern wieder hoch und da vorne noch eine zusätzliche ein, dann können wir uns ans Dach machen“, erklärt Andy seinen Plan. Dann legen sie los. Neugierig beobachten die Schüler, wie Andy und Jhonson auf die noch stehenden Betonpfeiler einschlagen.

Andy Chaggar stammt aus Leicester in England, er ist korpulent und hat fast immer ein T-Shirt an, auf das die Buchstaben „EDV“ gedruckt sind – die Abkürzung von „European Disaster Volunteers“. So heißt die Hilfsorganisation, die der 34-Jährige gegründet hat. Er trägt einen getrimmten Vollbart, die haitianische Sonne hat seine Haut gebräunt, auf der hochgezogenen Stirn prangt ein „H“. Die Narbe, groß wie eine Zwei-Euro-Münze, und die Verletzungen an seinem linken Bein sind der Grund, warum er in Haiti ist.

Ein Tsunami schleuderte Andy in die Freiwilligenarbeit. 2008 gründete er seine eigene Organisation – „European Disaster Volunteers“

Zweiter Weihnachtstag 2004: Andy und seine Freundin Nova Mills stoppen auf einer Weltreise in Khao Lak, Thailand. Am Abend zuvor haben sie gefeiert, um zehn Uhr liegen sie noch im Bett. Plötzlich schreckt Andy auf, weil der Strandbungalow wackelt und er ein höllisches Krachen hört. Er will aufstehen, da reißt die Riesenwelle seine Hütte mit. Das Wasser wirbelt ihn umher und schleudert ihn auf das Dach eines Gebäudes, dort bleibt er liegen, sein Bein eingeklemmt vom Schutt. Vier Stunden später wird er schwer verletzt gerettet. Seine Freundin Nova sieht er nie wieder. Nach zehn Tagen in einem thailändischen Krankenhaus wird Andy nach England ausgeflogen. Es folgen weitere sechs Wochen Krankenhaus, ein halbes Jahr Reha, dann kann er wieder laufen.

Und fliegt zurück nach Khao Lak. Dort hilft er im „Tsunami Volunteer Center“ ein Jahr als Freiwilliger beim Wiederaufbau. Die Arbeit fasziniert Andy so sehr, dass er seinen alten Job als Elektroingenieur aufgibt. Stattdessen macht er an einer walisischen Uni einen Master in Entwicklungshilfe, danach geht er für ein Jahr in ein peruanisches Erdbebengebiet. „Freiwilligenarbeit ist für mich zum Lebensinhalt geworden“, sagt er. Im Herbst 2008 gründet er die „European Disaster Volunteers“, seine eigene Hilfsorganisation.

Andy hatte von Familie und Freunden Spenden gesammelt und suchte nach Projekten – da bebte am 12. Januar 2010 die Erde in Haiti. 222 000 Menschen starben, anderthalb Millionen wurden obdachlos. Eines der am wenigsten entwickelten Länder der Erde, bekannt für politische Instabilitäten, schwache Staatlichkeit und große Armut, wurde damit endgültig auf die Intensivstation verlegt. Mehr als fünfhundert Hilfsorganisationen sind nach Angaben der UNO in Haiti aktiv. Darunter erfahrene Nichtregierungsorganisationen (NGO) wie „Ärzte ohne Grenzen“ und unerfahrene wie „J/P Haitian Relief Organization“, eine von Hollywood-Schauspieler Sean Penn gegründete NGO. Andys „European Disaster Volunteers“ gehört zu den kleinsten.

Im Sommer 2010 flog Andy mit seiner neuen Freundin Emma Taylor nach Port-au-Prince. Die beiden sahen aus wie Rucksackreisende, nicht wie Vertreter einer europäischen Hilfsorganisation. Seinen Lebensunterhalt hatte Andy erst einmal ▸

Essen Reis mit Bohnen im Waisenhaus von Denise – das „World Food Programm" versorgt täglich eine Million Kinder in Haiti mit Nahrung. Für ein Drittel aller Haitianer ist regelmäßiges Essen nicht selbstverständlich

Tanzen Trotz Armut und traumatischer Erlebnisse herrscht ausgelassene Stimmung. Sobald Musik ertönt, kommt Bewegung in die Kinderschar

gesichert, weil er ein Stipendium des Telefonkonzerns Vodafone und fünfzigtausend Pfund gewann. Sie wohnten bei Bekannten und suchten nach einem passenden Projekt. „Natürlich haben manche versucht, uns abzuzocken", erzählt Andy. Einmal habe der Gründer eines Waisenhauses um Unterstützung gebeten. „Als wir unangekündigt vorbei kamen, waren da aber gar keine Kinder."

Auf einem Nachbarschaftstreffen begegneten sie Carlos, der ihnen vom zerstörten Waisenhaus seiner Mutter Denise erzählte. Mit ihrer Familie und vierzig Kindern wohnte die ehemalige Lehrerin in Zelten. Ohne sauberes Wasser, feste Toiletten und Schutz; mit Malaria, Krätze und Hunger. Noch heute hausen rund 800 000 Menschen in solchen Notunterkünften. Überall in der Stadt drängen sich mit Planen überzogene Holzgerippe und Mannschaftszelte eng aneinander.

Damit hatte Andy sein erstes Projekt gefunden: Mit einer Gruppe haitianischstämmiger US-Studenten baut er eine Drainage, um die Zelte des Waisenhauses trocken zu legen. Zurück in den USA sammeln die Studenten 25 000 Dollar und spenden sie an EDV. Seine kleine Gruppe mietet davon ein Haus, organisiert Betten, baut Tische und Stühle und improvisiert aus Autoreifen und Balken ein Klettergerüst. Zusätzlich bezahlen sie eine Lehrerin. „Ohne die Hilfe der Studenten würden die Kinder immer noch in den Zelten vegetieren", sagt Andy.

Es ist das erfolgreichste Projekt der Organisation. Außerdem unterrichten die Freiwilligen in einer selbstgebauten Hütte Englisch und informieren über Cholera. Und sie übernehmen das Schulgeld für 25 Kinder, die sonst nicht zur Schule gehen könnten. Im Vergleich zu den großen Platzhirschen sind für sie nur kleine Projekte möglich. Dafür sind sie näher dran an den Menschen. Verärgert erzählt Andy, wie selbst erfahrene Organisationen an den Bedürftigen vorbei planten: 5000 Menschen wurden in Übergangshäuser umquartiert, aber nur drei Toiletten wurden gebaut. „Wie kann man denn vergessen, wo die Leute scheißen sollen."

Rebecca, die die Schubkarre zur Emes-Schule schob, kommt eigentlich aus Bremen, lebt aber seit zehn Jahren in London. Von ihrem Job als Sozialarbeiterin hat die 31-Jährige eine Auszeit genommen. Sie hat Ärger mit einem Haitianer, der für seine Mitarbeit auf der Schulbaustelle Geld fordert, obwohl ausgemacht war, dass er nur ein Mittagessen bekommt.

Lernen „A – like apple" haben die Kinder verstanden. Aber als die 19-jährige Madelaine aus den USA „V – like vacuum cleaner" zeigte, wusste niemand was ein Staubsauger ist

„Alle anderen arbeiten freiwillig und umsonst", erklärt ihm Rebecca. „Aber ich hab' hart geschuftet", sagt Evans, der Haitianer, und wirft seine Schaufel in den Sand. Er ist arbeitslos und muss seine Familie ernähren. Doch die Regel bei EDV ist eindeutig – es gibt kein Geld. Im Gegenteil: Jeder, auch Andy, zahlt fünfzehn Dollar pro Tag. Das deckt die Kosten für Übernachtung und Essen.

Interessiert verfolgen Nachbarn der Schule, wie weitere Freiwillige Bretter und Wellblech für das neue Dach bringen. Ein Laster mit Mauersteinen und Zementsäcken fährt vor. „Alle mal mitanpacken!", ruft Rebecca. Das Material hat tausend Euro gekostet – ein Klacks im Vergleich zu den insgesamt zehn Milliarden US-Dollar, die dem Land versprochen wurden. „Warum kommt das Geld nicht bei uns an?", schimpft Evans. „Es wird zu viel verschwendet", ärgert sich auch Rebecca. Bei EDV gingen die Spenden jedenfalls nicht in teure Geländewagen und hochbezahltes Personal, sondern nur in die Projekte.

Wenn Rucksackreisende im Urlaub „irgendwas Gutes" tun wollen, halten professionelle Hilfsorganisationen das für problematisch

Um halb fünf ist Feierabend. Das Team will vor Einbruch der Dunkelheit im Camp sein. In drei Tagen endet die Amtszeit des unpopulären Präsidenten René Preval und noch immer ist unklar, wer nach der Stichwahl Ende März sein Nachfolger wird. Obwohl zwölftausend Blauhelmsoldaten in Haiti stationiert sind und schwer bewaffnet in den Straßen patrouillieren, kommt es oft zu Ausschreitungen. Dann brennen Barrikaden, manchmal fallen Schüsse. Für die Freiwilligen von Andys Truppe gelten klare Sicherheitsregeln: bei Dunkelheit nicht alleine und nach 22 Uhr nicht ohne sein Einverständnis unterwegs sein. EDV übernimmt keine Haftung für die Sicherheit, eine Krankenversicherung muss jeder selbst haben.

Auch deshalb versteckt sich ihr Domizil im Stadtteil Tabarre, nahe des Flughafens, hinter einer drei Meter hohen Mauer, darauf ein Kranz aus Stacheldraht, zur Straße hin ein großes Eisentor. Seit Dezember hat Andy das Haus gemietet. Der Innenhof mit Pool, einer Bar und einem mit Früchten behangenen Mangobaum lässt das Elend draußen fast vergessen. Das weiße, zweistöckige Haus ist im Vergleich zu den Bruchbuden der Nachbarn eine Villa, ähnelt innen aber eher einer Studenten-WG: Selbstgezimmerte Stockbetten, ein Putzplan an der Badezimmertür und ein Raum voller Laptops. Statt politischer Manifeste über die Ausbeutung der Dritten Welt lesen sie hier Facebook.

Von den internationalen Hilfsprofis werden die „European Disaster Volunteers" nicht ernst genommen. Astrid Nissen ist Politikwissenschaftlerin und leitet die Diakonie-Katastrophenhilfe in Haiti. Wenn Rucksackreisende ohne Berufserfahrung einfach nach Haiti kommen, um im Urlaub „irgendwas Gutes zu tun", hält sie das für sehr problematisch. „Arbeitslose Bauarbeiter gibt es hier genug."

Nissen gibt allerdings zu, dass „die Personalauswahl bei den

Vorsicht Gegen die Ausbreitung der Cholera hilft ein einfaches Mittel – Hände waschen. Die Seuche ist im Herbst 2010 ausgebrochen: 230 000 Menschen wurden bislang infiziert, 4600 starben

Risiko Die einsturzgefährdete Kuppel des ehemaligen Kulturzentrums kann nur mit großen Baumaschinen abgeräumt werden. Bis internationale Hilfe kommt, ist der Aufenthalt dort gefährlich

etablierten Hilfsorganisationen nicht immer gut ist.“ Manche internationale Mitarbeiter benähmen sich daneben, seien gegenüber der Bevölkerung zu distanziert und förderten so Misstrauen und Konflikte. „Deshalb gründen dann wohl einige Unzufriedene ihre eigene NGO.“

Dass sich kleinere Organisationen auffallend häufig auf Projekte mit Waisen- oder Schulkindern konzentrieren, hält Nissen für naheliegend: „Wahrscheinlich kann man so besonders gut Spender motivieren.“ Sie sitzt im Büro der Diakonie in Pétionville, einem hügeligen Vorort im Süden der Stadt. Hier wohnen vor allem wohlhabende Haitianer, in direkter Nachbarschaft zu den internationalen Organisationen. Nissen kennt das Land seit zwei Jahrzehnten, hat das Büro vor fünf Jahren eröffnet und ist mit einem Haitianer liiert. Für sie zählt nur eins: „Was nützt die Hilfe den Betroffenen?“

Organisationen, die in einem Notstandsgebiet arbeiten wollen, müssten in jedem Fall Strukturen haben, findet Astrid Nissen. Deshalb komme es natürlich immer auf den Einzelfall an. „Für mich ist entscheidend, dass die Professionalität gesichert ist. Ob das dann Hauptamtliche oder Freiwillige machen, ist mir letztlich egal.“

Die niederländische Journalistin Linda Polmann sieht das kritischer. Sie hat viele Jahre als Korrespondentin in Kriegsgebieten gearbeitet. In ihrem Buch „Die Mitleidsindustrie“ schreibt sie über die Schattenseiten internationaler Hilfe. Polmann hält es für fatal, wenn Privatpersonen aus Frust über die vermeintlichen Fehler großer NGOs ihre eigene Hilfsorganisation gründen. Container voll mit ausrangierten Krankenhausapparaten, abgelaufenen Medikamenten und nutzloser Kleidung brauche niemand, sie lähmten die Logistik, schreibt sie. Keiner wisse, was die unerfahrenen NGOs eigentlich machen. Opfer in Krisengebieten sollten „ein Recht auf Schutz vor humanitären Helfern haben, die ungebeten kommen“, findet Polmann.

Zu Andys Truppe gehören ein Feuerwehrmann, eine promovierte Pharmazeutin und ein Historiker, er selbst ist Ingenieur

Unter dem Verandadach öffnet Andy sein erstes Bier. „Ein solches Erdbeben wäre in Tokio lange nicht so verheerend gewesen“,* sagt er. Das Ausmaß hänge immer mit der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Lage eines Landes zusammen. Mit Andy am Tisch hocken Shawn, Peejay und Tom. Shawn ist eigentlich Zimmermann und Feuerwehrmann in Montreal. Er ist schon zum vierten Mal als Freiwilliger in Haiti und wird das Dach der Emes-Schule bauen. Peejay hat ein Jahr für „Medical Relief“ in Haiti gearbeitet. „Die einzige promovierte Pharmazeutin unter Tausenden von Ausländern“, behauptet sie. Für EDV organisiert sie Gesundheitsschulungen. Tom ist Historiker und war Mitarbeiter der Konservativen im englischen Parlament.

Fünfzig Leute waren schon da, zwei sogar aus Indonesien und Peru. Manche bleiben wenige Wochen, einige viele Monate. Während sich die anderen unterhalten, starrt Andy ins Leere, tiefe Augenringe zeichnen das Gesicht und er muss gähnen. Seit er vor neun Monaten hergekommen ist, hat er sich nur fünf freie Tage gegönnt.

Am nächsten Morgen sitzt Andy um acht Uhr mit verquollenen Augen am Rechner und schlürft Kaffee mit Milchpulver. Als Chef muss er viel organisieren: Rechnungen, Twitter, Facebook und seinen Blog für Vodafone. „Hat jemand ’ne Idee, was ich da heut schreiben soll?“, ruft er in den Raum. Die anderen blicken versunken auf ihre Bildschirme und schweigen.

Auf die EDV-Facebook-Seite mit ihren 800 Freunden schreibt er: Handwerker gesucht. Der Internet-Bezahldienst PayPal will demnächst an mehrere Millionen Kunden einen Spendenaufruf verschicken. Darin stellen sie fünf Projekte in Haiti vor, EDV ist auch dabei. Andy überlegt, wie viel sie bekommen könnten und träumt von hunderttausend US-Dollar. Mit dem Geld will er neue Schulen bauen.

Am nächsten Tag fahren Andy und Rebecca zu einem anderen Waisenhaus mit Kindern, Le Main Tendre. Das Haus, ein ehemaliges Kulturzentrum mit Voodoo-Tempel, ist eine Ruine. Die tonnenschwere Kuppel des Tempels steht diagonal im Raum. Kinder flitzen darunter umher, ziehen alte Puppen aus dem Dreck und stolpern über Eisenschrott. Im Innenhof ein Beduinencamp: Unter zusammengeflickten Planen stehen voll gestopfte Schränke, auf dem blanken Lehmboden liegen vergilbte Matratzen, darauf ein schlafendes Baby.

EDV hat André, dem Vater der Großfamilie und Voodoo-Priester, zwei provisorische Schulräume gebaut und den Kontakt zu einer japanischen NGO vermittelt. Der Abriss des Gebäudes ist für sie eine Nummer zu groß. Die Japaner haben alles arrangiert: Schon kommende Woche soll ein Spezialteam der japanischen Armee die Kuppel einreißen. Gut gelaunt verabschieden sich Andy und Rebecca wieder. Abends kommt ein Anruf, der die ganze Truppe schockt: Die UNO verbietet dem japanischen Abriss-Team den Einsatz. Das Waisenhaus sei nur auf städtischer, aber nicht auf nationaler Ebene registriert und das verstoße gegen die Regeln.

Damit will sich Andy aber erst mal nicht beschäftigen. Am nächsten Morgen, als die anderen gerade aufwachen, steht Andy mit gepackten Koffern im Hof und verabschiedet sich – in die Ferien: Zehn Tage Strandurlaub in der Dominikanischen Republik. |

Entspannung Der Mangobaum spendet Schatten, der Pool erfrischt – wenigstens ein bisschen Luxus erlauben sich die „European Disaster Volunteers“

**Anmerkung der Redaktion: 423 Tage nach der Katastrophe in Haiti erschütterte ein schweres Beben Japan. Die Schäden sind enorm, aber es starben wesentlich weniger Menschen*

„Pass auf dich auf und komm heil wieder“

Oberleutnant Heiko D. wird ein halbes Jahr mit dafür verantwortlich sein, dass die Gegend um Mazar-e Sharif vor Sprengsätzen sicher ist. Mit im Gepäck: der Rosenkranz seiner Großmutter. Ein Interview

Interview: *Anna Hunger*
Fotos: *Sebastian Cunitz*

Wie geht es Ihnen kurz vor der Abreise?
Eigentlich gut. Wirklich gut.
Was haben Sie in der vergangenen Woche gemacht?
Dinge des alltäglichen Lebens besorgt: Dreiersteckdose, Gesichtscreme, Haargel. Mich von meiner Familie verabschiedet. Von meinen Eltern und von meiner Schwester. Ich bin extra nochmal hingefahren.
Wie war der Abschied?
Das kann man einem Zivilisten schwer erklären. Ich mache mir mehr Sorgen um die Angehörigen zu Hause, als um mein eigenes Leben im Einsatz. Dass sie darunter leiden, dass ich weg bin.
Was hat Ihre Mutter für Sie gekocht?
Grünkohl. Ich bin gebürtiger Bremer und Grünkohl ist ein typisches Bremer Gericht. Das hatte ich mir gewünscht.
Mit Kassler oder Würstchen?
Mit Oldenburger Pinkel, Würstchen.
Die letzten Worte Ihrer Mutter?
„Pass auf dich auf und komm heil wieder.“
Es gibt so viele schöne und ungefährliche Berufe. Warum sind Sie ausgerechnet Soldat geworden?
Alle männlichen Angehörigen meiner Familie waren schon beim Militär: mein Vater, mein Opa, mein Uropa. Ich habe erst Zivildienst in einer Behindertenschule gemacht, das habe ich nie bereut. Anschließend habe ich eine Ausbildung zum Mediengestalter gemacht und bin dann zur Bundeswehr.
Ich brauche klare Strukturen, nur dann kann ich mich vernünftig entwickeln und es geht voran. Klare Strukturen und ein bisschen Druck – das spornt mich an.
Sind Sie ein Karrieremensch?
Ja, aber ich würde nicht über Leichen gehen.
Als Soldat müssen sie Menschen töten. Vielleicht werden sie selbst getötet. Warum lohnt es sich, für die Bundesrepublik Deutschland zu töten oder zu sterben?
Weil ich finde, dass es gerade in unserem Land, in unserer Gesellschaft und in unserem Staat Dinge gibt, die im Vergleich zu vielen anderen Ländern, und Staatsgebilden und Systemen so wichtig und so gut sind, dass es sich lohnt, sie zu verteidigen. Wir schwören auf das Grundgesetz, auf die freiheitlich demokratische Grundordnung. Das sind Werte, für die ich halt einstehe. Und dieses System kann eben auch von außen bedroht werden. Also lohnt es sich nicht nur, es zu verteidigen, es muss sogar zwingend verteidigt werden – wie auch immer das aussieht.
Sie meinen Terroristen?
Ja, so kann man das bezeichnen.
Was bedeutet sterben für Sie?
Sterben ist ein Statuswechsel im Leben der Angehörigen. Die Frau wird Witwe; die Mutter hat keinen Sohn oder keine Tochter mehr.
Sehr pragmatisch.
Sterben, ich weiß auch nicht, was es bedeutet. Immer etwas Trauriges.
Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?
Auf jeden Fall, aber ich habe keine konkrete Vorstellung davon. Ich denke nicht, dass ich im Paradies unter einem Baum Weintrauben naschen werde. Aber ich denke, dass es nach dem Tod irgendwas gibt. Das ist nichts, woran ich mich klammere, aber es ist ein schöner Gedanke.
Was ist das Wichtigste, das Sie mitnehmen werden?
Fotos, eine Handvoll, da ist meine Familie drauf, meine Freundin, mein Hund. Und den Rosenkranz von meiner Oma. Den werde ich mitnehmen. Den hat sie mir vor Jahren geschenkt, er war sehr wichtig für sie, weil er von Johannes Paul persönlich gesegnet worden ist. Ich trage ihn immer bei mir.
Was werden Sie vermissen?
Den ganz normalen Tagesablauf und die Vielfalt. Ich kann nicht einfach zum Kühlschrank gehen und frei entscheiden, was ich esse. Es gibt kein Wochenende, kein Sofa.
Es gibt im ganzen Lager kein Sofa?
Nein. Wo ich mich befinde, gibt es kein Sofa. Feldbett mit Schlafsack, das ist nicht so gemütlich. ▸

Startbereit Vom Flughafen Köln/Bonn wird Oberleutnant Heiko D. über Usbekistan nach Mazar-e Sharif fliegen. Er weiß, dass es für ihn gefährlich werden kann, „sehr gefährlich“

Wie schauen Sie Nachrichten?

Ich bin auf Nachrichten nicht angewiesen, die Informationen habe ich immer schon vorher. Ich schaue, ob die Berichterstattung positiv oder negativ ist. Viel Gutes wird verschwiegen. Beispielsweise , wenn wir in einem Bezirk infrastrukturell ganz viel getan haben und das Leben wieder aufblüht; wenn die kleine Wüstenblume sozusagen durch die harte Wüstenerde durch ist. Die Medien sollten mehr über Erfolge berichten. Stattdessen stürzt sich die Presse immer auf vermeintliche Skandale.

Glauben Sie, dass der Einsatz Sie verändern wird?

Das Schwierigste ist die Rückkehr. Man kommt nach sechs Monaten zurück aus einem Land, in dem man sich nicht frei bewegen konnte, in dem man einen ganz anderen Tagesablauf hatte. Alle freuen sich, dass man wiederkommt, man selbst freut sich auch – trotzdem knallen zwei Welten aufeinander.

Viele Soldaten haben mir gesagt, dass diese sechs Monate die schönsten in ihrer Dienstzeit waren.

Woran liegt das?

An den Grenzerfahrungen, die man mit seinen Kameraden gemacht hat, die einen zusammengeschweißt haben, nehme ich an. Man führt dort viel intensivere Gespräche.

Klingt nach Zeltlager. Glauben Sie nicht, dass es gefährlich wird?

Klar wird es gefährlich. Sehr, sehr gefährlich.

Haben Sie Angst?

Ich habe keine Angst.

Sicher?

Ja, sicher. In brenzligen Situationen bin ich angespannt und aufmerksam, aber nicht ängstlich. Wenn etwas passiert, kann ich reagieren. Angst lähmt.

Was ist Krieg?

Für mich ist Krieg, wenn Leute aufeinander schießen, und das nicht nur der Nachbar macht, weil der nebenan die Hecke irgendwie hat zu hoch wachsen lassen oder die Birke rüberhängt, sondern wenn das mehrere machen. Volksgruppen, Religionen. Wir bewegen uns da in einem Land, in dem verschiedene Organisationen versuchen, ihr Recht durchzusetzen. Es fallen deutsche Soldaten, Soldaten der Bündnispartner und es fallen natürlich auch Menschen auf der Gegenseite. Für mich ist das Krieg.

Haben Sie Angst davor, falsche Entscheidungen zu treffen?

Nein.

Machen Sie nie Fehler?

Jeder Mensch macht Fehler, aber es ist nie einer alleine Schuld.

Ich bin dort nur ein kleines Rädchen, alles wird noch mal gegengecheckt. Ich kenne einen Soldaten, da habe ich in letzter Konsequenz entschieden, dass er in den Einsatz nach Afghanistan geht. Dann nicht hätte gehen lassen. Das hätte ihn unglücklich gemacht.

Aber Sie waren verantwortlich dafür, dass er beinahe gestorben wäre.

Ja. Ich hab mich schon gefragt, ob ich jetzt Gewissensbisse kriege? Aber ich hab' mich an die Situation erinnert, wie der Soldat bei mir im Büro stand und sagte, Mensch, er will da unbedingt hin. Er war so engagiert, ein klasse Soldat und zudem auch ein toller Mensch. Der hat immer Fragen gestellt, sich weitergebildet. Meine Oma hätte gesagt, pfiffiges Kerlchen. Er ist Reservist, kein aktiver Soldat. Und er wollte unbedingt da hin. Er hatte noch ein halbes Jahr, dann fing sein Studium an. Er sagte, er möchte das gerne überbrücken und für acht Wochen da unten Freunde von ihm unterstützen. Er war in meinem Zug hier. Letztendlich hätte ich mir mehr Vorwürfe gemacht, wenn ich gesagt hätte, nein, du fährst da nicht hin, du bist in einem halben Jahr Student, du brauchst dich nicht mehr irgendeiner Gefahr aussetzen. Damit hätte ich ihm wahrscheinlich mehr geschadet.

Zwei Welten Heiko D. (mitte) und seine Kameraden kurz vor dem Abflug. Vermissen wird er seine Freundin, seinen Hund und sein Sofa. Doch nach der Rückkehr wird er eine Zeit brauchen, um sich wieder einzuleben

Sind sie noch befreundet?

Klar. Er besucht mich regelmäßig. Erst letzte Woche war er hier. Er kann schon wieder Fahrradfahren. Er hatte eine Brigade von Schutzengeln um sich.

Haben Sie ein Testament gemacht?

Ja, gestern Abend.

Wie war das für Sie?

Mit 31 ein Testament schreiben, das ist ehrlich gesagt schon ein bisschen komisch. Man macht das handschriftlich und dann ist es gültig. Ich dachte, das muss man mit einem Notar machen und dann beglaubigen lassen. Nee, einfach handschriftlich.

Wer kriegt Ihre Stereoanlage?

Genau das: Ich wollte Streitigkeiten vermeiden. Das soll meine Familie entscheiden.

Was ist Ihr größter Wunsch?

Heil wieder nach Hause zu kommen. Und hier alles wieder so vorzufinden, wie ich es verlassen habe. |

ist er auf einen Sprengsatz gefahren. Es hat ihm die Lendenwirbelsäule zerrissen, mit 22 Jahren.

Was war Ihr erster Gedanke, als Sie davon erfahren haben?

„Oh Scheiße! " Wir sind gleich ins Krankenhaus gefahren. Das war natürlich eine sehr bedrückende und schwere Situation, auf die Intensivstation zu kommen und all diese Schläuche zu sehen, die aus dem Menschen rauskamen. Das war schon heftig. Zum Glück ist er nicht gelähmt geblieben.

Haben Sie sich entschuldigt?

Nein. Ich habe mir zu keinem Zeitpunkt Vorwürfe gemacht. Gar nicht. Null. Überhaupt nicht. Er wollte ja unbedingt in den Einsatz. Ich hätte mir mehr Vorwürfe gemacht, wenn ich ihn

„Die Natur hat kein Gewissen“

Interview: *Janet Schönfeld*
Foto: *Rainer Kwiotek*

„Der Zug des technischen Fortschritts hat keinen moralischen Rückwärtsgang. “ Professor Dietmar Mieth kommt von diesem Satz eines Kollegen offensichtlich nicht los. Nachdem er in Tübingen in die Regionalbahn eingestiegen ist, plädiert er auf dem Weg nach Berlin wenigstens für eine Weichenstellung. Er hat in Berlin etwas zu sagen. Der katholische Moraltheologe gilt als einer der profiliertesten Ethikberater der Republik und will den Bundestagsabgeordneten aller Fraktionen Argumente gegen die Einführung der Prä-Implantations-Diagnostik (PID) liefern. Auf seiner Reise zu einem Parlamentarischen Abend, in die „Katholischen Höfe“ in Berlin-Mitte, haben wir uns zu ihm in den Zug gesetzt.

Im Zug Die Autorin und Professor Dietmar Mieth sprechen über ungeborenes Leben

Herr Professor Mieth, ich kann diesen Zungenbrecher bis heute nicht fehlerfrei aussprechen.

Das Aussprechen ist ja noch leicht im Vergleich zum Verstehen. Im Grunde geht es darum, ob wir als Gesellschaft es zulassen wollen, dass wir Leben von Menschen geplant selektieren. Genau das ist der Fall, wenn Embryos „entsorgt“ werden, weil sie Gen-Defekte haben. Und komplizierter noch ist die Diskussion unter den Ethikern: Wo fängt das Leben eines Menschen an? Da gibt es grundlegende Unterschiede. Ich sage: Das Leben eines Menschen, und damit die Menschenwürde, beginnt mit dem Zeitpunkt der Befruchtung. In diesem einen Moment wurde zum Beispiel meine Augenkrankheit festgelegt. Extrem andere Positionen (Peter Singer) sagen, ein menschlicher Fötus hat den gleichen moralischen Status wie ein Schwein.

Ist der Fortschritt denn Teufelswerk, weil die Moral dabei auf der Strecke bleibt? Haben wir irgendwann eine Gesellschaft wie in Huxley´s „Schöne neue Welt?

Wir leben bereits in einer Huxley-Welt. Mir geht es nicht darum, diese Fortschritte zu verbieten, sondern darum, dass Prioritäten gesetzt werden. Bei Verbesserungen sollten wir nach den Risiken, Folgen und Grundsätzen fragen, und auch erwähnen, was wir nicht wissen. Hier können wir zumindest die Weichen stellen. Man soll Probleme nicht so lösen, dass die Probleme, die aus den Problemlösungen entstehen, größer sind als die Probleme, die gelöst werden.

Wie bitte?

Nehmen Sie die Atomkraft. Man hat die Folgen gekannt, nur haben die Befürworter damals gedacht, dass ihnen in der Zukunft schon etwas einfallen wird. Darum ist das Problem heute größer als vor Einführung der Kernenergie. Die Frage ist: Wird die Menschheit beherrschen, was sie nun mit der Technik machen kann. Sollte man in unserer Welt der Hochtechnologien nicht innehalten und über Grenzen nachdenken, bevor man sie überschreitet?

Was wollen Sie denn heute Abend sagen, was nicht längst bekannt ist?

Ich will, dass die Politiker bei ihrer Entscheidung alle Argumente kennen. Ich bin für mehr Transparenz. Es gibt so vieles, worüber die Medien nicht berichten. Viele Politiker wissen zum Beispiel bis heute nicht, dass eine PID-Behandlung bei zwei Drittel aller Paare ohne Erfolg bleibt. Und wer behauptet, die Natur selektioniere ja auch, dem sage ich: Natur hat kein Gewissen und keine Verantwortung. Sie kennt keine Achtung vor dem Leben. Befruchtete Eizellen werden auch auf natürliche Weise immer wieder mal abgestoßen. Aber das ist etwas anderes, als wenn wir Menschen bewusst eingreifen und entscheiden, was leben darf und was nicht.

Wer wird denn kommen, heute Abend?

Keine Ahnung, heute ist Fußball, Italien gegen Deutschland. Informiert sind jedenfalls alle. Es geht um drei Gesetzesentwürfe, einer, der von einem Verbot der PID ausgeht, einer, der sich an den Nachbarländern orientiert und ein dritter, der enge Begrenzungen vorgibt. Ethische Politikberatung darf in jedem Fall kein Gefälligkeits-Dienst am Hof derer sein, die das Sagen haben.

Es kamen dann doch 59 Abgeordnete aus allen Fraktionen. Die Mehrzahl teilte die von ihm vertretene Position an. Im Juli wird der Bundestag über die PID entscheiden. |

„Man muss der Typ dafür sein“

Die Elitestudenten der European Business School können künftig einen Manager-Eid leisten, der sie auf ethische Werte verpflichtet. Für ihre Karrierepläne wird er keine große Bedeutung haben

Text: *David Krenz*
Fotos: *Sebastian Cunitz*

„Tugenden wie Transparenz, Ehrlichkeit und Anstand sind vor und in der Finanzkrise über Bord geworfen worden.“

So begründete **Professor Christopher Jahns,** Präsident der European Business School, die Moraloffensive seiner Hochschule

Vorbei an den Weinbergen des Rheingaus rast ein schwarzer Golf 5, am Steuer Julia, 20. „Mein Vater ist auf hundertachtzig!“, ruft sie Johanna und Olivia auf der Rückbank zu. Die drei sind „Ebsler“, Studentinnen an der „European Business School“ (EBS) in Oestrich-Winkel bei Wiesbaden. In Hochschul-Ranglisten liegt das Institut regelmäßig vorn, die Absolventen sind begehrte Nachwuchskräfte für die Führungsetagen.

Das Ziel heute Abend ist das Kempinski im Nachbarort, auf ein Glas Riesling. Eigentlich wollte Lydia auch mitkommen, die aber liegt flach. „Burnout“ vermutet Johanna. „Beim Skiurlaub in St. Moritz erkältet“, hat Julia gehört.

Sie haben andere Sorgen. Die Zeitungen berichten über nebulöse Geschäfte des Schulleiters Christopher Jahns. Er soll als Präsident der renommierten Privatuni Aufträge an eine Unternehmensberatung erteilt haben, an der er selbst beteiligt ist. Die hessische Justiz ermittelt.

„Ehrbare Kaufleute“, sagt Jahns, wolle die EBS ausbilden. Manager mit Anstand und Moral. Im Seminar „Business Ethics“ diskutieren die Studenten über Individuen und Institutionen, im Fach „Sustainability“ lernen sie Konzepte wie „cradle to cradle“ kennen, einen Recyclingkreislauf ohne Abfallprodukte. Zum Ende des Studiums können die zukünftigen Absolventen einen Eid leisten: der Korruption entsagen, die Umwelt schützen und dem Allgemeinwohl dienen. Der Schwur basiert auf dem „Global Business Oath“, der 2010 auf dem Davoser Weltwirtschaftsforum präsentiert wurde. An der EBS bastelt man an einer passenden Übersetzung, im Sommer soll sie spruchreif sein.

Schwarzer Schatten Das Kiep-Center auf dem Campus ist nach einem Politiker benannt, der in eine Spendenaffäre verwickelt war

Das Dumme ist: Vom Eid redet im Moment niemand. Von Präsident Jahns schon.

„Mein Vater ruft ständig bei Jahns an, aber die Sekretärin blockt ab“, sagt Julia im warmen Licht der Weinstube. „Unsere Eltern bezahlen das Studium, die sollen wissen, was los ist.“

Ein Semester kostet 5490 Euro. Die Schulbroschüren versprechen ein lohnendes Investment, zweikommavier Jobangebote erhalte jeder noch vor Ende des Studiums.

Julia zieht es in die Autobranche, „ich wollte als kleines Mädchen Chefin von Porsche werden.“ Keine Ahnung, ob sie später nach den Prinzipien des Eids handeln werde. „Vielleicht lässt mein Job das gar nicht zu. Ich lasse mir den Eid nicht einfach aufdrücken, nur damit es nach außen gut aussieht“, sagt sie, löst ihren blonden Zopf und legt die Perlohrringe ab, sie ist zurück in ihrer Wohnung. Julia lebt allein auf 60 Quadratmetern, endlich etwas Privatsphäre nach all den Jahren im Internat. Flauschiger Teppich, perlweiße Ikeamöbel, an der Wand kleben Polaroids mit Waschbrettbäuchen drauf. „Find’ erstmal so eine Wohnung“, sagt sie, ihre Eltern werden die Miete deshalb weiterzahlen, wenn sie im Auslands-Semester ist.

Der nächste Tag. Der EBS-Campus soll mit viel Grün und steinernen Pfaden an Harvard erinnern. Auch wenn in Oestrich-Winkel manches Kulisse ist. Der als „Schloss“ betitelte Bau ist ein umgebautes Weinlager, der efeuumrankte Turm kein mittelalterliches Zeugnis, sondern im 18. Jahrhundert als Kunstruine gebaut. Das Mensaschnitzel verspeist man unter dem schönen Schein von Plastikkronleuchtern. Echt Beton ist das Kiep-Center, benannt nach dem ehemaligen EBS-Präsidenten Walter Leisler Kiep, der als CDU-Schatzmeister in die Schwarzgeldaffäre verwickelt war.

Aus dem Kiepklotz kommt Julia gerade aus Finanzrecht. Philosophie am Nachmittag will sie sich sparen. „Laberfach“, nennt sie das, könne man „wegoptimieren.“ Im Schlepptau ihr Mitstudent Tilman. Er will Banker werden, Value Investing, Assetmanagement, so Sachen. „Für Börse und Finanzen habe ich mich schon immer interessiert.“ Tilman ist 19.

Das Hemd in der Hose, erzählt er von seinem eigenen Fond. Zwanzig Kommilitonen machen mit. „Find’ ich Spitze, dass so viele ihre Freizeit opfern“, sagt Tilman. Jeder hat zwischen 500 und 1000 Euro eingezahlt. „Es geht nicht um Fiktives, sondern um das eigene Geld“, erklärt er, „das ist der Motivationsfaktor für alle, immer aktiv dabei zu bleiben.“

Für ihn zählt der Lerneffekt. Banker ist kein Beruf für jedermann. „Ich glaub’, man muss schon der Typ dafür sein“, sagt er und breitet die Arme aus, „die Performance und Kraft haben, um das Ganze durchzuziehen.“ Ob er die Kraft aufwenden kann, im Job auf das Allgemeinwohl zu achten, wie der Eid es verlangt? „Als Junger musst du dich danach richten, was von oben kommt. Da wird kein Einzelner was ausrichten können, der sozial ist oder so.“

Anspruchsvoller Unterricht Neben den klassischen Fächern der Wirtschaftswissenschaft lernen die Studenten auch, Konferenzen und Kongresse zu organisieren

Einsatz auch außerhalb des Unterrichts gehört zur EBS-Philosophie: Jeder muss in einer der 22 studentischen Initiativen mitmachen, Ressorts genannt. Im Ressort Invest, das Tilman leitet, treffen sich jeden Montag fünfzig Kommilitonen und plaudern über Swaps und Derivate.

Ähnlich viele haben sich für „EBS-Symposium“ angemeldet, sie organisieren den alljährlichen Wirtschaftskongress auf dem Campus. Limousinen müssen gechartert, Wirtschaftsvertreter geladen werden. Letztens schlug einer einen Redner aus der Ökobranche vor, Solar World. Der Student wurde ausgelacht. Als er beim nächsten Treffen wieder damit anfing, hörte keiner mehr zu. „Der ist unten durch“, berichtet ein Kommilitone. Zur Zeit ist die Stimmung sowieso im Keller. Wegen „der Sache mit Jahns“ sei ein Sponsor abgesprungen, erzählt Julia, „jetzt fehlen im Budget zehntausend Euro“.

Beste Bedingungen Im Hintergrund des Kiep-Saals sind „Breakout Rooms“ eingerichtet, in denen sich die Studenten zum ungestörten Lernen zurückziehen können

Bereits zum Symposium im vergangenen Jahr gab es Schwierigkeiten. Im Vorfeld hatte es einen Einführungsritus für Erstsemester gegeben, das Boot-Camp, Trinkspiele in den Weinbergen. Einige verloren die Orientierung, Polizisten mussten sie zwischen den Rebstöcken auflesen. „Ich verurteile das massiv. Wer sich so daneben benimmt, schadet der Uni“, wurde Jahns in einem Zeitungsbericht zitiert. Weil die Schule beim Thema Nachhaltigkeit keinen Spaß versteht, legte sie den Campus zum Symposium trocken. Gäste wie SAP-Gründer Dietmar Hopp und Noch-Bundesbankchef Axel Weber mussten ihren Durst mit Limonade löschen.

Auch nicht gerade spritzig läuft es im Ressort „Studenten helfen“. Nur 17 Leute sind dabei, „die meisten davon leider nur auf dem Papier“, wie die Ressortleiterin sagt. Zwei, drei geben Hauptschülern Nachhilfe, ein paar andere helfen im Behindertenheim der Lebenshilfe.

Der Heimleiter, Herr Hörnis, ist zwiegespalten. Manche kamen zweimal und nie wieder, sagt er. „Wie ein Kind, dem man zu Weihnachten einen Hund schenkt. Anfangs ist alles aufregend und nach ein paar Tagen muss Mutti Gassigehen.“

Giulia, 20, kommt seit November regelmäßig ins Heim. Heute zu Fuß, ihr Fahrrad ist hinüber. Sie stammt aus Empoli und strahlt wie die toskanische Sonne. Am Eingang wartet Max, wie sie im zweiten Semester. „In der Uni mache ich schon genug mit Wirtschaft“, sagt Giulia, „meine ▸

Nachwuchsbanking Tilman hat einen eigenen Fond gegründet. Zwanzig Kommilitonen machen mit. Sie haben zwischen 500 und 1000 Euro eingezahlt. Thema in der Mensa ist die Entwicklung an der Börse

Freizeit will ich anders füllen.“ Die Aufgabe gefällt ihr, sie will sich um ein Praktikum bei der Lebenshilfe kümmern.

„Ach, die Ebsstudenten!“, ruft ein Heimbewohner mit Downsyndrom. „Hallo Tim, wie geht’s?“, sagt Max und lächelt schüchtern. Schwer, sich den 21-Jährigen im Kapuzenpulli als arrivierten Anzugträger vorzustellen. Er will sowieso lieber Journalist werden. „Die Medienbranche ist unsicher, da ist BWL eine gute Grundlage“, sagt er. Max ist Chefredakteur von EBS-Times, der Campuszeitung. Für die neue Ausgabe will er Präsident Jahns für ein Gespräch gewinnen, „damit wir endlich erfahren, was Sache ist.“ Bereits im letzten Heft war ein Interview mit Jahns abgedruckt, drei Fragen zum Managereid. Die Antworten kamen per Mail – formuliert von der Pressestelle. „Dann hätten wir es uns gleich sparen können“, sagt Max.

Die beiden werden im ersten Stock erwartet. Heimbewohner Matthias hat sich extra eine Krawatte umgebunden, sie üben Rechnen mit Papiergeld. Die PR-Abteilung seiner Uni wäre sicher stolz auf solch ein Bild. Max sieht das kritisch. „Ich glaube, das Ethikimage der Ebs dient vor allem der Außendarstellung“, sagt er. Seine Uni solle sich die guten Vorsätze nicht so groß auf die Fahnen schreiben, findet er, „wenn dann was passiert, steht sie blöd da. Sieht man ja jetzt.“

Eine, die die Fahne mit den guten Vorsätzen hoch hält, ist die Leiterin des hochschuleigenen Centre of Responsible Economy, Maria Quiros. Sie sagt: „Wir wollen, dass die jungen Leute nach links und rechts blicken.“ Sie erzählt vom Programm Educare: Studenten können ein gemeinnütziges Projekt entwickeln, Dozenten helfen bei der Umsetzung. „Üblicherweise machen unsere Studenten ihre Praktika in Banken oder Beratungsfirmen, Educare soll eine Alternative sein.“ Drei Projekte wurden bisher angemeldet. „Das muss sich erst noch herumsprechen“, sagt Quiros. Educare ist seit 2009 im Programm.

Schneller durchgesickert ist, dass heute Abend eine Party steigt. Auch Julia fährt hin. Vor der Tür stapeln sich Segelschuhe, das dahinter hat etwas von Jachtklub. „Ich mach jetzt einen Tanzkurs“, verkündet einer, Pilotenuhr am Handgelenk, „so kann man nachhaltig bei Frauen landen.“ Ein 23-Jähriger mit Föhnfrisur stellt sich als Mitglied der Jungen Union vor. Der Wegfall der Studiengebühren in seinem Heimatland Nordrhein-Westfalen sei „eine Schande“, spricht er, „was sage ich dem Arbeiter, der für seinen Meister zahlen muss? “ Auf Nachfrage verschweigt er nicht, dass der Vater sein Studium zahlt. „Ich habe eben Glück“, sagt er.

Studenten helfen Maxi und Giulia besuchen regelmäßig ein Behindertenheim und üben Rechnen mit den Bewohnern

Die Eltern der Partygäste sind Anwälte, Bauunternehmer, leitende Angestellte. Im familiären Carepaket steckt oft auch ein Auto, „90 Prozent haben eins“, schätzt Julia. Ohne wäre es im Rheingau noch langweiliger. Im Winter haben sich die Jungs für Wendemanöver auf Eis getroffen, „Snow-drifts“, erzählt einer und schiebt nach: „Aber hey, war auf einem leeren Parkplatz. Voll verantwortlich.“ Sein Kollege hat die Geschichte vom Alten parat, der ihn vor ein paar Tagen mutwillig am Überholen gehindert habe: „Die Leute von hier sind neidisch auf uns. Soll jetzt nicht fies klingen, aber sind halt Bauern.“ Appelliert die Schule nicht an ein Bewusstsein für Schwächere? „Tut sie?“, fragt er, „okay. Ist ja auch wichtig.“ Dann geht er zum Kühlschrank und fischt ein Becks Gold heraus, sail away.

Fragt man Ebsler, warum sie in Oestrich-Winkel studieren, sagen die meisten: „intensive Betreuung“, „Top-Kontakte“. Sie lockt die Aussicht, bald zur Führungselite zu gehören, der Blick ist eher nach vorn gerichtet als nach links oder rechts.

„In den Ethik-Vorlesungen haben die zugehört, die ohnehin dafür offen waren, die anderen haben sich gelangweilt“, sagt Anja Thiessen, die 2007 ihren Abschluss gemacht hat und heute 27 ist, über ihre Zeit an der EBS. Auch für sie war nicht alles spannend – weil sie vieles schon kannte: Seit Jahren hilft sie ehrenamtlich bei der Arche, nach dem Abitur verbrachte sie ein Freiwilliges Jahr in Aufbauprojekten am Mississippi. „Man braucht Geld, um helfen zu können“, habe sie dort gelernt. Also ging sie nach Oestrich-Winkel. Noch im Studium gründete sie „Social Footprint“, eine Vermittlungsagentur für Freiwilligenarbeit. Ihr Sozialunternehmen ist kein Selbstläufer. „Ich kann noch nicht davon leben“, sagt sie. Im ersten Jahr erhielt sie Gründerzuschuss, jetzt hat sie einen Kredit aufgenommen.

Minderheit Unter den 1200 Studenten der Elitehochschule sind nur 26 Prozent Frauen, aber die sind nicht weniger ehrgeizig. Sie wollen Chefin werden – zum Beispiel von Porsche

Nur wenige EBS-Abgänger kennen solche Sorgen, die Einstiegsgehälter in der Finanzwirtschaft liegen bei 50 000 Euro Plus. Über das Ehemaligennetzwerk der EBS ließ sich kein Nachwuchsbanker finden, der erzählen wollte, ob er im Job nach ethischen Prinzipien handeln kann. Einer der angefragten Absolventen ließ ausrichten, er wolle seine Branche nicht in Misskredit bringen. Keine persönlichen Konsequenzen riskieren.

Transparenz soll einer der entscheidenden Inhalte des Manager-Eid der EBS sein.

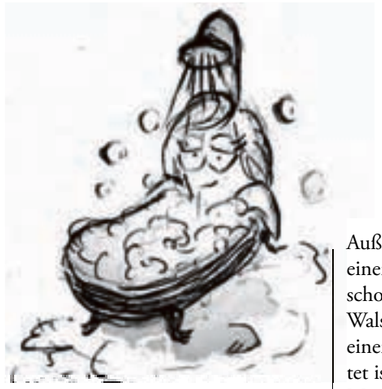
Präsident Jahns hat es den Business Oath bereits geleistet. Er gelobte frei und auf seine Ehre. |

Anmerkung der Redaktion: Am 17. März 2011 teilte Jahns mit, er werde sein Amt bis zum Abschluss der Ermittlungen ruhen lassen.

Mir doch egal!

Verantwortung hin oder her – man muss auch mal drauf pfeifen! Das Sündenregister der Autoren

Illustration: *R. Punzel*



Janet Schönfeld,
Wasserverschwenderin

Ich dusche lange und bade viel. Seit ich in einer Wohnung mit Badewanne lebe, kippe ich jedes Mal um, wenn ich die Nebenkostenabrechnung in der Hand halte – und gelobe Besserung. Dabei bleibt es dann aber auch. Ein Bad am Abend ist einfach zu entspannend. Mindestens dreimal die Woche setze ich mich in hundertvierzig Liter heißes Wasser. Natürlich ist das Verschwendung. Aber ich habe kein schlechtes Gewissen. Denn für einen Liter Bier werden dreihundert Liter Wasser verbraucht, vom Hopfenanbau bis zum Genuss. Und ich trinke nie Bier.

Anna Hunger,
Bücherschlampe

Wenn ich mir Bücher von Freunden leihe, gebe ich sie meistens nicht zurück. Aus Versehen. Und wenn ich mir Bücher aus der Bibliothek ausleihe, auch nicht. Zumindest nicht vor der dritten Mahnung. Zurückgeben macht eben im Gegensatz zum Ausleihen keinen Spaß. Momentan liegt auf meinem Schreibtisch das Burda Firmenportrait aus der Stadtbibliothek Böblingen, das jetzt schon mehr Mahngebühr kostet, als das Buch wert ist. Außerdem T.C. Boyles „Drop City", von einer Freundin, die in der Zwischenzeit schon zweimal umgezogen ist. Martin Walsers „Fliehendes Pferd", geliehen von einem Ledigen, der mittlerweile verheiratet ist und ein Kind hat. Ein Döblin, zwei Manns, mehrere Sartres, „Verdammung" von Stieg Larsson, seit acht Jahren eine Verschwörungstheorie, die ich noch nicht gelesen habe – und das Kommunistische Manifest. Wenn ich jetzt anfangen würde, alle Bücher zurückzugeben, bräuchte ich nicht mal mehr ein Bücherregal.

David Weyand,
Verkehrsrowdy

Ich bin leidenschaftlicher Radfahrer und pfeife auf rote Ampeln. Sich allein auf Rot-Gelb-Grün zu verlassen, kann fatal sein: Die meisten tödlichen Radunfälle in meiner Heimatstadt Berlin verursachen Rechtsabbieger, die nicht in den Rückspiegel schauen. Für mich zählen Rücksicht und Menschenverstand mehr als Gebote und Verbote.

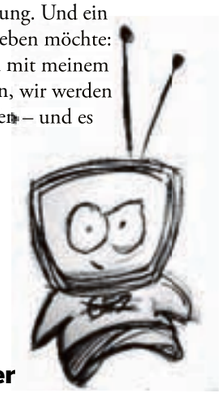
Dass ich mit meinem Verhalten ein revolutionäres Verkehrskonzept voran treibe, zeigt sich am Beispiel Makkinga: In dem friesischen Dorf in den Niederlanden leben die Leute seit 2005 glücklich und zufrieden – ohne Verkehrszeichen. Nur in zwei Situationen halte ich doch bei Rot: Wenn neben mir an der Ampel Kinder warten oder ein Polizeiauto steht.

David Krenz,
Wildpinkler

Neulich saß ich in der Bahn nach Karlsruhe, ein Kerl im Blaumann drängelte zur einzigen Toilette. Defekt. „Mir egal, ich schiff' jetzt da vorne hin", zischte er, ging zu den vorderen Sitzen und riss den Hosenlatz auf.

Die Frauen haben also recht: Männer pissen überall hin. Ich behaupte trotzdem: Wildpinkeln geht auch kultiviert – das betreibe ich selbst, wenn wir nachts um die Häuser ziehen. Wie ein gut abgerichteter Hund spüre ich eine passende Stelle auf. Ein saugstarker Boden ist wichtig, damit sich kein verräterisches Rinnsal bildet. Der Platz sollte außerdem blickdicht sein, nicht nur aus Rücksicht auf andere: Öffentliches Urinieren ist nach Paragraph 118 des Ordnungswidrigkeitsgesetzes verboten. Und mit offener Hose erwischt werden – na ja.

Ansonsten ist draußen Pinkeln für mich absolut in Ordnung. Und ein Wert, den ich weitergeben möchte: Eines Tages werde ich mit meinem Sohn am Baum stehen, wir werden „Wasser Marsch!" rufen – und es einfach laufen lassen.



Jonas Nonnenmann,
Gebührenpreller

Ich bin ein anständiger Bürger, aber wenn es um die GEZ geht, werde ich zum Revoluzzer. „Spätestens bis zum 28. Juli" solle ich antworten, steht unter dem Brief mit dem grünen Rand. Ich mache es wie mit den letzten fünf Schreiben: Ich forme daraus eine Kugel und werfe sie in den Papierkorb.

Einmal hat die GEZ einen Mitarbeiter vorbei geschickt. „Nein!", antwortete ich durch die Sprechanlage auf seine Fragen. „Wenn Ihre Angaben falsch sind, wird das Konsequenzen haben", drohte die Stimme am anderen Ende. Da habe ich aufgelegt. Ich musste sowieso zurück ins Wohnzimmer – meine Lieblingsserie hatte schon angefangen.

Hanni Heinrich,
Vielfliegerin

Früher bin ich an den Wochenenden Rad gefahren. Heute jette ich zu einem Konzert nach London oder besuche Freunde in Barcelona. Während ich von Stuttgart nach Hamburg mit der Bahn fünf Stunden benötige dauert es mit dem Flugzeug nur eine Stunde.

Vielfliegen schadet der Umwelt, überhaupt ist das Flugzeug das schädlichste Verkehrsmittel. Auf der Bahnstrecke Stuttgart – Hamburg werden pro Person 40 Kilo CO_2 freigesetzt, mit dem Flieger sind es 160 Kilo, also da Vierfache. Eigentlich sollte ich die Bahn nutzen. Aber meine Zeit verbringe ich lieber an der Alster als auf den Gleisen. Und selbst wenn ich nicht im Flugzeug sitze – der Flieger geht auch ohne mich.

Susanne Faschingbauer,
Recycling-Verweigerin

Wenn sich Kippenschachteln, Coladosen, Weinflaschen und Pizzaränder auf Spüle und Schreibtisch stapeln, muss alles auf einmal weg. Sofort und ohne Umwege. Es gibt sowieso zu viele unnütze Regeln, die meine Zeit rauben – da will ich mich nicht noch mit grünen Punkten und gelben Säcken herumärgern. Klappe auf, Müll rein, Deckel zu – fertig!

Julius Schophoff,
Schwarzfahrer

Ich fahre schwarz, seit Jahren schon. Nicht aus Prinzip, das ist reine Ökonomie: Eine Monatskarte kostet mehr als ein Mal erwischt zu werden. Ich sitze meistens im ersten Waggon am Fenster und suche den Bahnsteig ab. In Berlin verkleiden sich die Kontrolleure als Penner oder Punks, aber in Hamburg tragen sie Uniformen und Mützen. Steigen sie ein, steige ich aus. Man darf nur nicht einschlafen. Einmal haben sie mich geweckt: „Die Fahrkarte bitte!" Im Waggon saß außer mir nur noch eine alte Dame mit Fahrrad – auch sie fuhr schwarz. Die Kontrolleure haben uns aufgeschrieben. Einen Brief aber habe ich nie bekommen.

Wer drei Mal erwischt wird, kriegt eine Anzeige. Also gut, nach dem zweiten Mal kaufe ich mir eine Monatskarte. Aber das kann dauern.

Holger Fröhlich,
Raubkopierer

Ich mag Kinos nicht. Weil sie immer die Filme zeigen, die ich nicht sehen will, und weil ihre Leinwand entehrt ist, wenn einmal Til Schweiger auf ihr war. Im Saal will ich mich immer über jemanden aufregen, der von hinten an meinem Sitz rumnestelt. Außerdem muss ich jedes Mal auf's Klo, sitze es aber in ständiger Naherwartung eines Blasenrisses aus, um nichts von dem Film zu verpassen.

Deshalb lädt der Freund eines Freundes seit Jahren jeden Film herunter, um ihn mit mir auf einem Til-Schweiger-freien Beamer zu genießen. Warum der Freund des Freundes aber auch keine Film-DVDs oder Musikplatten kauft – das wollte er mir nicht verraten.

Esther Göbel,
Schokotriebtäterin

Andere rauchen oder trinken exzessiv, ich esse Schokolade. Morgens, mittags, nachts – egal. Eigentlich ernähre ich mich politisch korrekt, esse kein Fleisch, wegen der armen Tiere, kaufe nur saisonales Gemüse, wegen des Klimas. Wäre ich konsequent, müsste ich auch Fair-Trade-Schokolade kaufen. Denn die besteht aus Kakao, der nicht von Kinderhänden geerntet wurde. Aber die moralisch zweifelsfreie Schokolade schmeckt einfach nicht so gut wie die mit der lila Kuh oder dem lachenden Jungen auf der Packung.

Manchmal frage ich mich, ob die Kinder auf den Kakaoplantagen schon mal ein Stück Schokolade gegessen haben. Dann kriege ich ein schlechtes Gewissen und esse schnell alles auf.

Spaß *beiseite*

Ein Jahr ist es jetzt her, dass die Isländer in der größten Krise ihrer Geschichte den Komiker Jon Gnarr zum Bürgermeister von Reykjavik wählten. Sie waren sich einig im Protest, doch nun müssen sie ausbaden, was so lustig begann

Text: *Esther Göbel*
Fotos: *Stefanie Preuin*

Komisch Jon Gnarr hat gut Lachen. Seine Satirepartei hat es bis ins Rathaus geschafft. Eines der Wahlversprechen lautete: Gratis-Handtücher an allen heißen Quellen

Trügerisches Bild Es scheint, als habe sich in Reykjavik nicht viel verändert. Doch aufmerksame Besucher entdecken überall Spuren der Krise. Es wird gespart, Baustellen stehen still. Die Busse fahren seltener, das Essen ist teurer. Einst zählte Island zu den aufstrebendsten Regionen der Welt, heute gilt das Land als größter Verlierer der globalen Finanzkrise

Es war ein Samstag, als der Spaß in Reykjavik einzog. Für manche war es ein Schock, für andere bloß ein Scherz. Für die Frau aber, die Schuld daran trägt, war es gründlich durchdachter Ernst.

Heida Helgadottir, rot-blonde Haare, große Augen und jene Sorte Naturschönheit, die einem bei dem Wort Island in den Sinn kommt, hat die Besti Flokkurinn nie für einen Scherz gehalten. Auch nicht die Sache mit dem Youtube-Video. Es war ihre Idee, sie ist die Parteimanagerin dieses Haufens von Künstlern und Schauspielern, die sich die Beste Partei nennen und die im vergangenen Jahr kurzerhand loszogen, um Reykjavik endlich wieder ein Lächeln abzutrotzen.

Schnelle Karriere Bevor Heida Helgadottir Parteimanagerin der Besti Flokkurinn wurde, arbeitete sie an der Uni von Reykjavik

Die üblichen Wahlkampfmethoden waren der 27-Jährigen zu langweilig, also verzichtete sie auf Plakate. Stattdessen zog sie mit rosa Luftballons durch die Stadt und trommelte ihre Kameraden zum Videodreh zusammen. Gemeinsam trällern sie dort eine Coverversion von Tina Turners „Simply the best!“ und besingen ein kuscheliges und lächelndes Reykjavik, das sie sich wünschen. Mittendrin: Jon Gnarr – Schauspieler, Satiriker, Anarchist, und seit jenem Samstag, dem 29. Mai 2010, Bürgermeister von Reykjavik.

Die Parteimanagerin lächelt, wenn sie von dem Video erzählt. Sie sieht dann aus wie ein kleines Mädchen, die rosa Wangen glänzen, der weiße Island-Pulli strahlt. Man könnte sie für unbedarft halten. Doch Heldagottir, die einzige mit politischem Fachwissen in der Besten Partei, weiß genau, was sie will: Als ein Freund ihr erzählte, Jon Gnarr gründe eine Satirepartei und wolle für das Amt des Bürgermeisters kandidieren, war sie sofort dabei. „Ich hatte nach dem Crash keine Lust, bloß Eier aufs Parlamentsgebäude zu werfen. Aber ich fühlte mich von keiner Partei vertreten.“ Also stieg sie bei der Besti Flokkurinn ein und wurde deren Parteimanagerin.

Mehr als ein Drittel der isländischen Hauptstädter entschieden sich am Wahltag für die Spaß-Partei und Jon Gnarr, diesen rothaarigen Tausendsassa und Zwei-Meter-Mann. Sein Wahlversprechen: Gratishandtücher an allen heißen Quellen, einen Eisbären für den Zoo, die kulturelle Revolution und besseres Wetter.

Es ist der skurrile Höhepunkt einer Geschichte, die lange vor dem eigentlichen Crash begonnen hatte:

2002 privatisiert Island seine zwei Staatsbanken, die Wirtschaft boomt. Die Menschen bekommen billige Kredite, sie kaufen Autos, sie bauen Häuser. Die Arbeitslosigkeit liegt unter zwei Prozent, die Lebensqualität gilt als besonders hoch. Das Land feiert eine Riesenparty, über Jahre hinweg. Noch im Spätsommer 2008 listet eine Studie der OECD die Insel als eine der zukunftsfähigsten Regionen der Welt. Island schwebt.

Dann kommt der Crash.

So schnell, dass es niemand glauben kann: Bankrott der drei größten Landesbanken – Notstandsgesetze – Bankenverstaatlichung – Inflation – rasanter Anstieg der Arbeitslosigkeit – Proteste – Rücktritt der Regierung. Menschen, die alles verlieren.

Olafur Sveinsson hat die Party mitgefeiert, jahrelang. Er sitzt auf einer braunen Ledercoach in seinem geräumigen Wohnzimmer, strammer Wind weht über Alftanes hinweg. Zwanzig Kilometer von Reykjavik entfernt liegt der kleine Ort eingeklemmt wie eine Sardine auf einer Landzunge, zu beiden Seiten hin erstreckt sich der Nordatlantik. Hier wohnen die, denen es noch gut geht, dabei gilt Alftanes als die am höchsten verschuldete Gemeinde im Land.

Draußen frisst sich die Kälte durch die Kleidung, aber in Sveinssons Wohnzimmer ist es wohlig warm. Hundertprozentige Isolierung. Kein Staubkörnchen auf dem Boden, alles klinisch rein. Erst 2007, wenige Monate vor der Krise, ist Sveinsson mit seiner Frau und der jüngsten Tochter in das neue Haus gezogen.

Schlechte Aussichten Vor der Krise lag die Erwerbslosenquote unter zwei Prozent, jetzt herrscht Gedränge auf den Fluren der Arbeitsämter. Viele gehen für einen Job ins Ausland

Der 57-Jährige ist ein freundlicher, unauffälliger Mann, blaue Jeans, hell-blaues Hemd, das dichte graue Haar seitlich gescheitelt. Und er ist Teil jenes Systems, das die schlimmste Saga Islands mitgeschrieben hat. Seit 18 Jahren arbeitet Sveinsson als Banker, vier davon als Manager eines 15-köpfigen Teams bei der Glitnirbank. Dort kontrollierte er die Abwicklung in- und ausländischer Millionenkredite. Dann, im Herbst 2008, ging Glitnir pleite und wurde als erste der drei großen Banken verstaatlicht. 13 Mitarbeiter seines Teams verloren ihre Jobs, Sveinsson blieb. Glitnir spaltete sich in zwei Teile, einer davon wurde die neue Islandsbanki. Dort sitzt Sveinsson nun im „Resolution Commitee“ und versucht, den Schaden zu begrenzen.

Wer ist verantwortlich für das Desaster?

Das sei schwer zu sagen. Die isländische Zentralbank, aber auch die europäische, weil beide zu lasch kontrolliert hätten, sagt Sveinsson. „Jeder bekam einen Kredit, auch wenn es gar keine Sicherheiten gab.“

Fühlt er sich schuldig?

Nein, Sveinsson ist sich sicher, nichts falsch gemacht zu haben. Manchmal habe er nachgefragt bei seinen Chefs, weil er Zweifel hatte, wie es wirklich um die Bank stand. „Aber ich war der, der die Party nur gestört hat. Auf mich wollte niemand hören.“

Was ist mit den Politikern?

Er sei nicht wirklich wütend. Sie hätten das Land nicht mutwillig in die Krise geführt. „Es war wie damals bei der Titanic: Die sind auch nicht mit Absicht gegen den Eisberg gefahren, die dachten bis zum Ende, alles ist sicher. Erst als sie untergegangen sind, haben sie das ganze Ausmaß erkannt.“

Und wie steht es mit Jon Gnarr?

Sveinsson lacht. Nie würde er ihn wählen. Der Banker glaubt nicht daran, dass irgendwer irgendetwas besser machen wird. Er hat sein Vertrauen verloren – in das eigene System. Es ist ihm abhanden gekommen zusammen mit seinem Geld, 200 000 Euro hat er durch die Krise verloren. Auch Jon Gnarr kann da nichts ausrichten. „Wir können ihn nicht ernst nehmen“, sagt Sveinsson, „er ist doch ein Komiker!“

Politikwissenschaftler Olafur Hardarson, 59, freut sich noch immer über den blödelnden Bürgermeister. Mit Kollegen aus aller Welt blickt der Professor und Sozialwissenschafter von der University of Iceland auf das „Phänomen Gnarr“. Erst vor ein paar Tagen klingelte das Telefon des Professors; ein amerikanischer Kollege ▸

Gegensätze Während Banker Olafur Sveinsson und seine Frau Björn (oben) im eleganten Eigenheim Bürgermeister Gnarr belächeln, setzt Aktivist und Familienvater Thorarinn Einarsson (unten) auf den politischen Wandel

„Wir haben die Nase voll! Lasst uns den Politikern endlich eine Lektion erteilen!“

fragte ihn, ob er gemeinsam mit ihm eine Forschungsgruppe zum Thema „Clowns und Komiker in der Politik“ gründen wolle.

Satireparteien habe es schon viele gegeben, „aber dass eine wie die Besti Flokkurinn mit 34,7 Prozent gewählt wird, ist absolut außergewöhnlich“, erklärt Hardarson in dunklem Bariton. Von seinem Erdgeschossbüro bis zum Rathaus, wo Gnarr im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit sitzt, sind es nur ein paar hundert Meter; Reykjavik ist eine Stadt kurzer Wege. Darin gleicht sie der isländischen Politik, in der jeder jeden kennt.

Hardarson hat Umfragen eingeholt und Diagramme erstellt, sie sollen den sensationellen Erfolg der Besti Flokkurinn erklären. Der Professor weiß jetzt, dass vor allem junge Wähler ihr Kreuzchen für die Spaß-Partei gesetzt haben. Oder dass Gnarr bei den Männern besser ankam als bei den Frauen. Die Umfragen sagen aber auch: Gnarrs Sieg war ein Ausdruck wohl überlegten Protests. „Die Menschen in Reykjavik sind nicht dümmer oder unvernünftiger als anderswo“, sagt Hardarson.

Seiner Einschätzung nach verdankt Gnarr seinen Erfolg keiner impulsiven Handlung verzweifelter Wähler, auch keiner bestimmten isländischen Eigenschaft. „Viele Menschen dachten sich nach der Krise einfach: `Wir haben die Nase voll! Lasst uns den Politikern endlich eine Lektion erteilen!´“

Die Frage sei jetzt, welche Auswirkungen die Besti Flokurrin auf die konventionellen Parteien habe, auch auf nationaler Ebene. Ob die Spaß-Partei tatsächlich den Anstoß für einen neuen Politikstil geben könne; der Professor spricht von einem „Gnarr-Effekt“.

Doch allen Umfragen zum Trotz muss auch er zugeben: Die Besti Flokurrin bleibt ein Rätsel. Bis heute hat sie sich auf kein Grundsatzprogramm festgelegt. Man arbeite daran, lässt die Parteimanagerin verlauten, nennt aber schon mal die vier Grundpfeiler ihrer Politik: Natur, Frieden, Menschlichkeit und Kultur.

Jon Gnarr hingegen verhält sich wie ein Phantom; man bekommt ihn nicht zu fassen. Jedes Mal, wenn er eine Rede hält, fragen die Menschen sich erneut, ob er es ernst meint oder wieder einen Witz reißt.

So wie damals, als Gnarr während des Wahlkampfs verkündete, er wolle endlich Karriere machen und deswegen Bürgermeister werden. Oder als er, schon im Amt, einen Termin platzen ließ – um wenige Stunden später in Frauenklamotten und mit akkurat gezogenem Lippenstift die Schwulenparade in Reykjavik anzuführen.

Entwaffnende Offenheit gepaart mit Witz und Selbstironie, so lautet des Bürgermeisters Zauberformel. Immer wieder hat er in Interviews betont, er habe keine Ahnung von Politik und sich auch nie dafür interessiert. Er sei einfach nur verdammt wütend auf die alte politische Riege. Damit spricht Gnarr das aus, was viele seiner 300 000 Landsleute denken. Und mehr noch: „Ich bin einer von euch, deswegen könnt ihr mir vertrauen!“ Das ist es, was er den Menschen sagt.

Phänomen Für Politikprofessor Hardarson ist der „Gnarr-Effekt“ als Studienobjekt ein Glücksfall

Für Emilia Vilmarsdottir war die Entscheidung ganz einfach. „Natürlich habe ich Gnarr gewählt – alles ist besser als das, was wir vorher hatten. Die Dinge müssen sich ändern.“ Die 24-Jährige steht hinter einem Stand und verkauft Schals oder Badetücher mit nackten Frauen drauf, wer will, kriegt auch einen quiteschebunten Regenschirm. Es riecht nach Fisch. Seit der Krise arbeitet Valdimarsdottir jeden zweiten Samstag auf dem Kolaportid-Flohmarkt in einer riesigen Halle, direkt am Hafen. Draußen schaukeln Fischerboote, nebenan wird die neue Konzerthalle gebaut, die im Mai eröffnet werden soll. Dahinter kommt nur noch das Meer.

Valdimarsdottir hat einen Studienkredit aufgenommen, den muss sie irgendwann zurückzahlen, Essen, Gas, alles ist teurer geworden. Jeder kennt irgendwen, der seinen Job verloren hat, so wie ihre Schwester, oder der zum Arbeiten nach Norwegen geht, so wie der Vater ihrer kleinen Tochter.

Aber die junge Mutter will nicht gehen. Stattdessen arbeitet sie an ihrer inneren Einstellung. „Die kann ich wenigstens noch beeinflussen!“, sagt sie, „ich lebe nur noch von Tag zu Tag, andernfalls würde ich verrückt werden.“ Sie will keine Angst haben, lieber optimistisch sein. Deswegen hat sie Jon Gnarr gewählt. Er ist ihre Hoffnung.

Er ist es auch für Thorarinn Einarsson. Der 37-Jährige lebt in „101 Reykjavik“, dem Teil der Stadt, der aus bunten, kleinen Häusern mit Wellblechverkleidung besteht. Von seinem Haus

Bittere Pille Auch Reykjaviks größtes Energieunternehmen Orkuveitan blieb von der Krise nicht verschont. Die neue Stadtregierung kürzte Stellen

Kleiner Trost Wenigstens die neue Konzerthalle wird fertig gebaut und im Mai eröffnet. Die Musikhochschulen müssen dafür mit weniger auskommen

bis zu Sveinssons Eigenheim in Alftanes sind es mit dem Auto knapp fünfzehn Minuten, doch beide Orte scheinen Lichtjahre voneinander entfernt; Einarsson ist die Antithese zu Banker Sveinsson.

Er steht in seinem Wohnzimmer, das eigentlich mehr ein Durchgang ist und gleichzeitig als Spielzimmer, Büro oder Schlafstätte dient, und versucht, den Überblick zu behalten. Der Raum ist zu klein für all die Tellertürme und Klamottenberge, gesaugt wurde hier schon lange nicht mehr. Seine zwei Kinder, zweieinhalb und vier Jahre alt, springen um ihn herum, im Hintergrund sitzt die älteste Tochter seiner Frau vor dem Laptop, in der Küche kramen zwei junge Musiker in einer Gemüsekiste. Sie wohnen im oberen Stockwerk.

Wenn Einarrson redet, dann tut er es schnell, so als müsste er gegen das ganze Chaos um ihn herum anreden. „Gnarr macht einen guten Job“, sagt er, „aber er könnte noch einen viel besseren machen.“ Ihm ist der neue Bürgermeister nicht radikal genug. Einarsson ist politischer Aktivist, er war unter jenen, die vor zwei Jahren mit Bratpfannen und Trommeln bewaffnet vor dem isländischen Parlament protestierten und so den Regierungsrücktritt herbeiführten. Er träumt von einem neuen Finanzwesen, einer eigenen Bank für Reykjavik. Mit ein paar Freunden hat Einarsson die Icelandic Financial Reform Initiative gegründet und einen Zehn-Punkte-Plan entwickelt, der das Finanzwesen umkrempeln soll. Jeder kann seine Ideen im Internet nachlesen; mehr Transparenz ist einer der zehn Punkte, die die Gruppe fordern.

Natürlich habe er Gnarr gewählt, sagt Einarsson, „die Besti Flokkurinn ist ein Tritt in den Arsch der konventionellen Politiker.“ Er hasst die Sozialdemokraten, mit denen Gnarrs Partei im Stadtrat eine Koalition stellt, die hörten ja noch nicht mal zu und machten einfach so weiter wie bisher. „Alles Feiglinge“, sagt er.

Mit Gnarr, so hofft der Familienvater, könnte es anders sein. Er würde den Spaß-Bürgermeister selbst dann wählen, ließe der sich für die nächsten Parlamentswahlen 2013 aufstellen. „Aber zuerst sollen sie das Finanzsystem ändern!“

Die Besti Flokkurinn ist jetzt ein Dreivierteljahr an der Macht. Die Partei wird mittlerweile nicht mehr nur an ihren Witzaktionen gemessen, so wie der „Gute-Tag-Tag“ eine war; alle Menschen sollten sich in der Stadt einen Tag lang freundlich grüßen. Und Gnarr muss jetzt zeigen, dass er mehr kann als sich das Stadtwappen auf den Unterarm zu tätowieren, wie er es im Oktober getan hat.

Die Wähler tun jetzt das, was sie immer tun, egal bei welcher Partei: Sie erwarten Ergebnisse. Langsam schiebt sich eine Frage immer mehr in den Vordergrund: Was hat sich wirklich verändert für die Menschen in Reykjavik?

„Nicht viel“, sagt Professor Hardarson und lehnt sich in seinem Bürostuhl zurück. „Im Grunde führen sowieso die Sozialdemokraten die Geschäfte der Stadt. Die Koalition macht das, was jede andere auch tun müsste: Steuern erhöhen, Kosten senken, Leute entlassen. Gnarr liefert nur die bessere Show.“

Dass das nicht immer Spaß macht, bekam der Bürgermeister ziemlich schnell zu spüren: Im vergangenen Jahr sanierte die Stadt das Unternehmen Orkuveitan; Reykjaviks größter Energiedienstleister für Strom und Wasser hatte sich nach Jahren der Expansion nahe an den Bankrott gewirtschaftet. Die Stadt, zu 93,5 Prozent Eigentümer des Unternehmens, setzte auf Sparkurs und entließ 65 Mitarbeiter.

Einer von ihnen war der Vater von Parteimanagerin Helgadottirs. Natürlich sei das nicht einfach gewesen, sagt sie. „Aber die Menschen verstehen, dass wir sparen müssen. Diese Dinge sind unangenehm, aber so ist es nun mal.“ Sie zuckt mit den Schultern. „Wir kleben nicht an unseren Stühlen. Deswegen können wir auch unpopuläre Entscheidungen durchziehen.“

Was es heißt, unpopulär zu sein, haben sie und ihre Freunde auch schon kennengelernt: Die Stadt will das Bildungssystem effizienter machen, auch hier sollen Stellen gestrichen werden. Vor allem die Musikhochschulen im Großraum Reykjavik wären betroffen. Hunderte haben deswegen vor dem Rathaus demonstriert, viele sind enttäuscht. Kurz nach der Wahl hatte Gnarrs Partei verlauten lassen, sie wolle vor allem in die Kultur investieren – jetzt will die Stadt ausgerechnet bei den Musikhochschulen sparen.

Wie praktisch, dass der Bürgermeister schon während des Wahlkampfs versprochen hatte, im Falle eines Sieges alle seine Versprechen zu brechen. |

Die Wähler tun jetzt das, was sie immer tun, egal bei welcher Partei: Sie erwarten Ergebnisse.

Weißer Riese Wenigstens an einem Versprechen hält Gnarr fest: Der Zoo soll einen Eisbären bekommen. Noch zieren niedliche Attrappen die Souvenirläden, doch die Besti Flokurrinn sammelt schon mal Geld für das Gehege

Unter anderen Umständen

Zwei Frauen um die dreißig. Sie stehen am Anfang einer beruflichen Karriere. Passen Kinder in ihre Pläne? Ja, sagt Susanne; nein, sagt Vanessa.

Interview: *Hanni Heinrich*
Fotos: *Christoph Naumann*

Moderne Zeiten Elterngeld, Wegwerfwindeln, Kitaplätze. Vielleicht war es nie einfacher als heute, Kinder zu bekommen. Was kann man schon falsch machen, wenn man sich dafür entscheidet? Oder war es nie schwerer als heute?

Schwierige Situation Gesetzlich haben Mütter nach der Elternzeit das Recht, in den Beruf wieder einzusteigen. Doch für viele Vorgesetzte ist das ein Problem. „Ich plane den Wiedereinstieg in den Beruf", sagt Susanne. Und Vanessa wartet auf familienfreundliche Unternehmen, „dann überlege ich mir die Sache noch mal."

Vanessa Meyer (30) ist freiberufliche Online-Redakteurin beim NDR, Susanne Quint (32) studiert medizinische Dokumentation. Beide haben sich noch nie zuvor gesehen. Wir haben Vanessa und Susannein ein Café in Hannover eingeladen, um mit ihnen über die Vereinbarkeit von Beruf und Kinder zu sprechen. Ein kurzer Handschlag zur Begrüßung, Vanessa schaut auf den Bauch von Susanne. Vanessa bestellt einen Rooibusch Tee, Susanne einen Milchkaffee. Susanne faltet ihre Hände und legt sie auf ihren Bauch. Sie ist im achten Monat schwanger. Vanessa hält ihre Teetasse.

Wann ist es denn soweit?

Mitte März.

Wie fühlst du dich?

Eigentlich gut. Ich brauche nur viel Ruhe, bin dauernd erschöpft. Deshalb habe ich gerade auch ein Urlaubssemester eingelegt.

Und danach? Willst du nach dem Studium nicht arbeiten?

Ich habe die Entscheidung für ein Kind ja nicht allein getroffen, sondern mit meinem Freund. Wir werden uns bei der Erziehung abwechseln.

Genau deswegen haben ja nur wenige Frauen eine Führungsposition in Deutschland. Meine berufliche Situation verbietet es mir, Kinder zu kriegen.

. . . und wenn du fest angestellt wärst, wäre es dann anders?

Ich hatte noch nie ein gesichertes Einkommen. Nach dem Abi wollte ich studieren und dann arbeiten. Und das tue ich auch. Ich will daran im Moment nichts ändern.

Es gibt nie den richtigen Moment. Entweder will man ein Kind oder eben nicht. Bei mir war es ja auch nicht geplant, ich hätte auch lieber mein Studium zuerst fertig gemacht.

Dann bleibst du eben im Kinderzimmer hängen.

Nicht zwangsläufig. Sicher muss jede Mutter zurückstecken. Für mich ist das aber kein Problem. Ich will zwar arbeiten, aber der Job muss mir Spaß machen, das kann aber auch Teilzeit sein.

Das ginge bei mir gar nicht. Kitas haben schließlich nicht von sieben Uhr morgens bis zehn Uhr abends geöffnet.

Ich bin ja nicht allein auf der Welt. Meine Eltern und meine Geschwister leben hier. Selbst ohne meinen Freund würde ich das hinkriegen.

Das ist ja schön für dich, aber das Glück haben nicht viele. Viele Frauen fürchten sich davor, auf einmal alleine mit Kind da zu stehen. Ich möchte das nicht.

Ohne Partner hätte ich mich auch nicht für ein Kind entschieden. Aber ich bin schon 32. Vor zehn Jahren dachte ich, das sei zum Kinder kriegen schon viel zu alt.

Darüber habe ich mir nie Gedanken gemacht. Heute kann man doch locker bis 40 das erste Kind bekommen.

Es wird allerdings schwieriger, auf einen flexiblen Lebensstil zu verzichten, zum Beispiel Reisen und Parties. Für ein paar Jahre als Mutter kann ich zurückstecken. Das bleibt ja nicht mein Leben lang so.

Ich glaube, in jeder Frau ist der Kinderwunsch angelegt. Im Grunde sind Frauen, die Kinder wollen, egoistisch. Babys lieben ihre Mütter bedingungslos. Wenn schon ein Kind, dann würde ich es auch nicht abgeben wollen. Ich will doch schließlich mitbekommen, wie es die ersten Schritte macht und die ersten Wörter spricht.

Unter einem Jahr will ich es auch nicht abgeben.

Sag mal, habt ihr eigentlich nicht verhütet?

Wir haben es drauf ankommen lassen.

Ich habe im Moment keinen Freund, weil ich so viel arbeite. Wenn mal der Richtige kommt, dann werde ich mir die Sache mit Kindern schon noch mal überlegen. Dann müssen aber bestimmte Bedingungen erfüllt sein: ein unbefristeter Vertrag, eine familienfreundliche Unternehmenskultur und ein Partner, der sich mindestens so um das Kind kümmert wie ich.

Am 20.03.2011 kam Susannes Sohn Emil zur Welt.
Vanessa hat kurz nach dem Interview jemanden kennengelernt.

Der alte Müll und das Meer

Die Fischer von Cornwall haben der Verschmutzung ihrer Fanggründe den Kampf angesagt. Neben Schollen und Seezungen holen sie mit ihren Netzen auch jeglichen Unrat aus dem Wasser und bringen ihn an Land. An der Aktion beteiligen sich inzwischen 60 südwestenglische Trawler

Text: *Hanni Heinrich*
Fotos: *Christian Werner*

Dreckwasser Im Hafen von Plymouth sammeln sich die Reste von Verpackungen, Metallteilen und jede Menge Plastik

Protest In Newyln, dem größten Hochseefischerhafen Englands, ist die Empörung über die Umweltverschmutzer besonders groß. „Die wissen gar nicht, was sie unseren Meeren damit antun."

Seit 2009 sind die Fischer von Newlyn als Umweltschützer aktiv. Sie sortieren und stapeln den Abfall genauso sorgfältig wie ihren Fang

„Das Meer“, sagt Archie, „ist ein einziger Friedhof geworden.“

Sein weißer Kinnbart flattert im Wind, die graue Wollmütze sitzt wie ein Eierwärmer auf seinem runden Schädel.

Vor Weihnachten, sagt er, habe er doch glatt einen Kleinwagen herausgefischt. „Der hat mir meinen gesamten Fang samt Netz kaputt gemacht. Weiß der Himmel, wo der herkam.“

An Bord der Admiral Gordon flickt Archie gerade sein Fischernetz. Ein scharfkantiges Teil einer Waschmaschine hat ein Loch hineingerissen. Dort wo sich die Knoten in den riesigen Maschen gelöst haben, wo sie dünn und faserig geworden sind, knüpft er neue Fadenreihen.

Zufrieden blickt er auf sein Werk und lächelt. Den Mund hält er dabei geschlossen, ihm fehlen ein paar Zähne. „Das Leben auf See und in der Kneipe ist eben keine Verjüngungskur“, sagt er.

Mission Archie, Hochseefischer aus Newlyn, war von Anfang an bei „Fishing for Litter“ dabei. „Irgendwer muss das Zeug doch rausholen.“

Archie ist 58 und Hochseefischer in Newlyn, Cornwall. Seine Arbeitszeit ist abhängig von den Gezeiten, manchmal fängt er schon um drei Uhr nachts an – je nachdem, wann die Flut kommt. Abends betrinkt er sich regelmäßig mit seinen Kumpels in einer der drei Kneipen Newlyns – wie schon sein Vater, sein Großvater und dessen Vater es getan haben. Was die neue Fischergeneration und Archie von der alten unterscheidet: Er fischt Fische – und er fischt Müll. Mit der gleichen Sorgfalt, die er beim Schollenfang aufwendet, holt er mit seinen Netzen auch Schrott und Plastikabfall aus dem Meer, sortiert ihn, stapelt ihn, bringt ihn an Land. Warum er das macht? „Irgendwer muss das Zeug doch rausholen“, sagt er.

Vor sechs Jahren rief die niederländische Umweltorganisation „Kommunenes internasjonale Miljorganisasjon“ (Kimo) zur Teilnahme an einem Projekt auf, um die Nordsee zu reinigen. Das kam bei den lokalen Fischern so gut an, dass die Idee sich auch in Schottland und England als „Fishing for Litter“ (Abfallfischen) durchsetzte. Im März 2009 startete das Programm in Newlyn, als Aktion gegen die zunehmende Verschmutzung der Fanggründe. Inzwischen fischen in sechs weiteren Häfen Südwestenglands insgesamt sechzig Trawler nicht mehr ausschließlich Fische, sondern auch jegliche Art von Unrat. Newlyn ist der größte Hochseefischerhafen Englands. Täglich fahren 80 Schiffe ein und aus.

Hierher zog es Archie vor einem Vierteljahrhundert aus dem wenige Meilen nördlich liegenden St. Ives, und bis heute fährt er raus aufs Meer mit seiner großen Liebe, der Admiral Gordon. „Old Lady“ nennt er diesen 20 Meter langen, rostigen Trawler, der bei zehn Tagen auf dem Ozean um die 12 000 Liter Diesel schluckt.

Bei der Aktion „Fishing for Litter“ machte Archie von Anfang an mit. Jedes Mal, bevor es aufs Wasser geht, holt er sich seither am Hafen fünf bis zehn überdimensionale Müllsäcke, sogenannte Rubble-Sacks. Genug für eine Tonne Müll.

Der Motor der Admiral Gordon stampft ohrenbetäubend, unter Deck riecht es nach Fisch, Öl, fettigen Pommes und kaltem Zigarettenrauch. Die staubige Schiffsküche dient als Aufenthaltsraum. Vor der gepolsterten Sitzecke ein quadratischer brauner Tisch, darauf Chipstüten zwischen Zigarettenstummeln. Auf einem Poster am Küchenregal über der Spüle räkeln sich halbnackte Frauen in plüschigen Dessous. Auf ihren Gesichtern ein Dauerlächeln für die vier zerzausten, fülligen Männer und Skipper Archie, die sich in der Sitzecke ausruhen. „Echte Frauen an Bord bringen Unglück“, sagt Archie.

Neben dem Motorraum gibt es eine kleine Dusche. Braungelbe Gummistiefel versperren den Weg zur Tür, keinen halben Meter weiter knarren die hölzernen Schlafkojen, kaum länger als einen Meter siebzig.

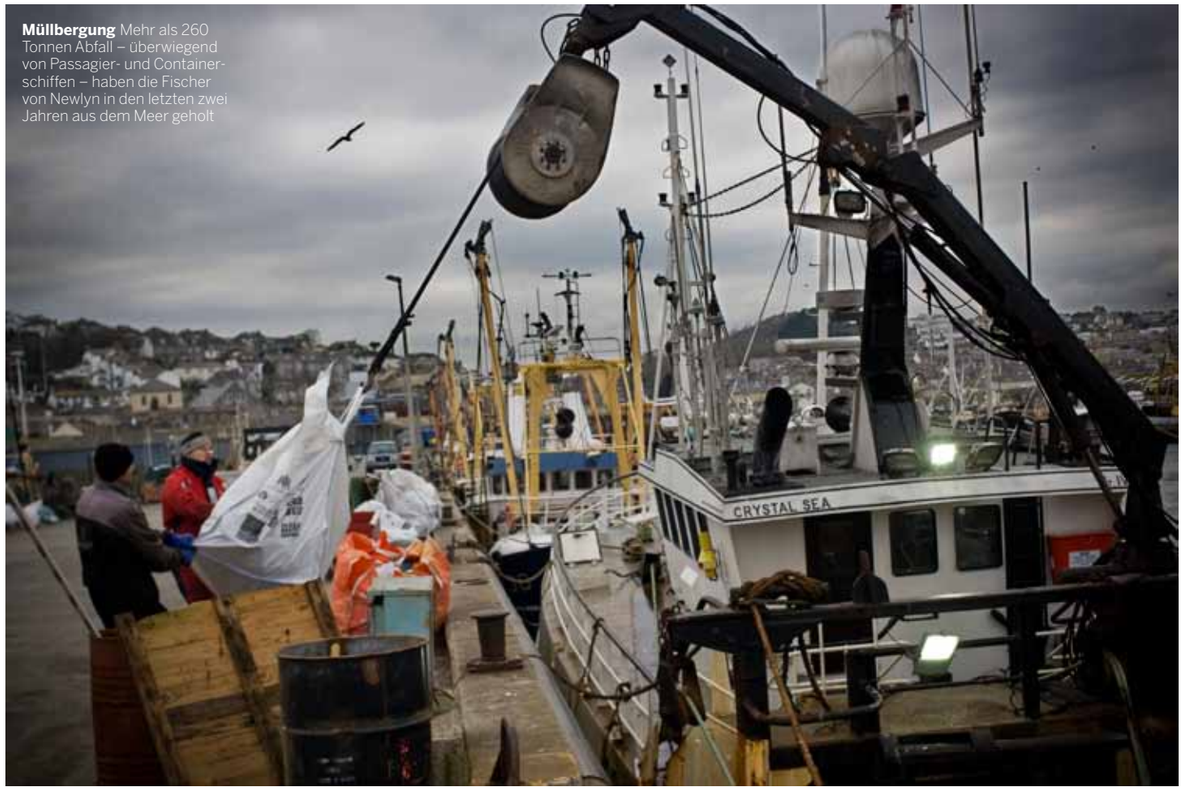
Archie und seine Mannschaft fahren alle zehn Tage raus aufs offene Meer und fischen im Atlantik. Ihre Schleppnetze sind knapp zehn Meter lang. „Eine Netzfüllung kann bis zu 600 Tonnen Fisch liefern – good money“, sagt Archie. Der Trawler zieht das Netz über den Meeresgrund und löst dabei leichte Erschütterungen aus. Dadurch schrecken die Plattfische vom Boden auf und das Netz erfasst sie.

Alle drei Stunden werfen die Männer ein Netz aus, holen ein anderes wieder ein und sortieren den Fang: blaue löchrige Gummihandschuhe, ein mit Algen bewachsener Schlafsack, eine Schuhsohle, jede Menge Plastiktüten. Die Fische, die sich dazwischen verfangen haben, legen die Männer in mit Eis gefüllte Plastikkübel. Auf dem Fischmarkt in Newlyn sollen sie bald verkauft werden. Tote Schollen oder Seezungen und zu kleine Fische werfen sie wieder über Bord. Für den Müll nimmt sich Skipper ▸

Arbeitsbeginn: Arbeitsbeginn: Weil der Schrott die Netze zerstört, müssen sie häufig geflickt werden. Die Fische kommen in blaue, mit Eis gefüllte Kübel, der Müll in riesige Säcke

Müllkippe Was das Meer den Fischern nicht ins Netz treibt, schwemmt es an den Strand. Bis sich Kunststoff zersetzt, vergehen bis zu 500 Jahre

Bewusstseinswandel Im Fischerdorf Newlyn ist die Botschaft angekommen: Auch Kleinigkeiten helfen der Umwelt, zum Beispiel der Verzicht auf Plastiktüten



Müllbergung Mehr als 260 Tonnen Abfall – überwiegend von Passagier- und Containerschiffen – haben die Fischer von Newlyn in den letzten zwei Jahren aus dem Meer geholt

Seevögel und Meerestiere verwechseln die Abfallreste mit Nahrung. In ihren Mägen finden sich Flaschenverschlüsse und giftige Kunststoffteilchen

Archie Zeit, friemelt den Unrat aus seinen Netzen und verstaut ihn in den Rubble-Sacks.

Vor 15 oder 20 Jahren noch hätten die Fischer nur Muscheln und Schlamm aussortieren müssen, erinnert sich Archie. Jetzt erkennt er am Plastikmüll in welchem Supermarkt in Newlyn die Leute eingekauft haben und was sie so zum Leben brauchen:

Sandwiches in Plastikverpackungen, Getränke in Plastikflaschen, Joghurt in Plastikbechern, Plastikzahnbürsten und das alles in Tüten aus Plastik. „Idiots“ nennt er all jene, die aus Faulheit ihren eigenen „Litter“ einfach über Bord werfen. „Die wissen gar nicht, was sie unseren Meeren damit antun. Der Schrott verdirbt doch letztlich unseren Fang.“

Immer häufiger verenden Fische im Netz, verfangen sich in den Plastiktüten oder werden von rostigen Waschmaschinen zerquetscht. „Besonders gefährlich wird es für uns, wenn es stürmisch auf See ist und wir schweren Müll oder scharfkantigen Schrott im Netz haben“, sagt Archie. „Dann donnert der Wind das Netz an Bord, sobald wir es aus dem Wasser ziehen.“

Ins Netz gegangen Kunststoff zersetzt sich in kleinste Partikel und findet sich später in der Nahrungskette wieder

Je nach Region und Wassertiefe variiert die gesammelte Müllmenge. Im Hafen von Newlyn stehen Container, in denen Archie und andere Fischer den Unrat entsorgen – kostenlos, wenn er in den Säcken von „Fishing for Litter“ gesammelt ist. Seit 2009 sind durch das Programm mehr als 260 Tonnen Müll an Land gebracht worden.

„Weniger als 500 Kilo pro Woche habe ich selten nach Hause geschafft. Es lohnt sich. Der Schrott fällt zum größten Teil von Passagier- und Containerschiffen ab“, sagt Archie.

Die Müllfischer von Cornwall wollen den Müll ihrer Region, soweit es irgend geht, weiterhin eigenhändig verringern. Schottland hat es vorgemacht. Seit vier Jahren fahren im Norden Großbritanniens 100 Schlepper regelmäßig raus aufs offene Meer und bringen säckeweise Abfall wieder an Land. Auch die Hobby-Fischer stört zunehmend der Dreck im Meer. Wenn sie die Angel per Hand auswerfen, haben sie oft keine Makrelen, sondern auch mal ein Fahrrad oder einen Gummireifen am Haken.

Der meiste Plastikmüll dreht sich unter der Wasseroberfläche im Uhrzeigersinn im Nordpazifik, irgendwo zwischen Kalifornien und Hawaii. Dort hat sich durch Strömungen ein Abfallteppich von der Größe Mitteleuropas gebildet, rund drei Millionen Tonnen Plastik. Das ist der pazifische Müllstrudel, ein Ort fernab der Zivilisation.

Wenn sich die Möwen von Newlyn auf den Felsen ausruhen, picken sie in der Erde. Was sie dort, zwischen Seesternen, Muscheln und Seeanemonen finden, ist der Abfall, den Menschen am Strand hinterlassen oder von Schiffen aus ins Wasser geworfen haben. Wellen zermalmen ganz allmählich die groben Kunststoffteile zu kleinsten Partikeln. So winzig, dass sie von Fischen, Robben, Vögeln und Muscheln mit – oder anstelle – der Nahrung aufgenommen werden. In den Mägen von Seevögeln haben Forscher schon ein buntes Allerlei gefunden: Verschlusskappen von Plastikflaschen, Plastikfasern von Stoffresten oder Plastikkügelchen. Die Tiere verhungern mit vollem Magen.

Meeresbiologen fanden selbst im kleinsten Plankton Gift und Spuren von Plastikmüll. Dort beginnt die Nahrungskette.

Seit mehr als 60 Jahren gibt es Plastik – ein Beiprodukt der Ölindustrie. Für viele ist die lange Haltbarkeit dieser Produkte ein Segen. Das Problem: Bis sich bestimmte Kunststoffe in der Umwelt zersetzen, vergehen bis zu 500 Jahre. 500 Jahre Lebensdauer für Millionen Tonnen Kunststoff, die in den Weltmeeren schwimmen, und es werden jährlich mehr.

Archie hofft, durch seinen Beitrag wenigstens den Lebensraum der Fische zu erhalten. „Wir vergessen zu schnell, dass es den Dreck da draußen gibt.“ Er kennt sogar Kollegen, die ihren Müll in die See werfen, „damit sie die Gebühren für die Müllabfuhr im Hafen nicht zahlen müssen.“

Abends in der Kneipe erzählt er dann, was er bei der letzten Fahrt wieder alles in seinem Netz hatte, zum Beispiel einen Traktorreifen.

Und vielleicht, wenn ihm danach ist, erzählt er auch noch die Geschichte vom angeblich größten Fund vor der Küste von Newlyn. Vor einiger Zeit, wird gemunkelt, habe das Meer wieder mal ein Paket angespült. Die Müllfischer zogen es an Land und öffneten es: Kokain. Einer der Fischer hat nachgewogen: 42 Kilogramm, eine echte Schatztruhe. „Aber irgendwie“, sagt Archie, leert sein Bier und grinst, „hat es dieses Paket nie bis zum Recyclinghof geschafft“. |

Die Unsichtbaren

Keiner kennt sie, niemand weiß ihre Namen. Und doch hängen Erfolg, Sicherheit oder Applaus von ihrem Können, ihrer Sorgfalt und ihren Entscheidungen ab. Sie sind die funktionierenden Rädchen im Getriebe, ohne die sich das große Rad nicht drehen würde

Text: *Esther Göbel*
Fotos: *Natalie Becker, Sebastian Cunitz*

Ralf Kabelka, 46 Jahre, Köln
Autor und Redaktionsleiter bei der Harald Schmidt Show

„Witzig sein ist harte Arbeit“

Gute Witze machen kann man trainieren. Ich habe in der Schule meine ersten Gags geschrieben und hatte mit Rüdiger Hoffmann eine Comedy-Truppe: „die Pappnasen“. Während meines Studiums der Theaterwissenschaften und Publizistik bewarb ich mich dann bei der Harald Schmidt-Show. Seit der ersten Sendung bin ich dabei – das sind jetzt 16 Jahre. Mit der Zeit entwickelt man ein immer besseres Gespür dafür, was das Publikum gut findet und was nicht. Jede Alltagsbeobachtung kann zu einem Gag werden, ich sauge alles auf, was um mich herum passiert.

Montags planen wir die Sendung für Donnerstag, viermal die Woche trifft sich die Redaktion zur Konferenz. Vor der Arbeit höre ich Radio und schaue Frühstücksfernsehen, dann treffen wir uns mit Harald Schmidt, besprechen die Lage. Welche Themen sind wichtig? Was fällt uns ein? Die Konferenz ist oft wie eine Show im Kleinen, wir lachen viel. Schmidt entscheidet am Ende, was in die Sendung kommt.

Danach geht es an den Schreibtisch. Natürlich schaffe ich nicht jeden Tag die gleiche Zahl guter Witze, manchmal keinen einzigen. Aber auch bei schlechter Laune gilt: Hinsetzen und was aufs Papier bringen! Das ist harte Arbeit. Die Autoren – fünf feste im Team und zehn von außen – schreiben vor allem die Gags, die zu Beginn jeder Sendung laufen. Die Redaktion entwickelt Studioaktionen und Einspielfilme.

Einen bestimmten Humor habe ich nicht, im besten Fall bin ich alles: Mal platt, dann sarkastisch, auch zynisch. Alles ist erlaubt – so lange ein Gag ein guter ist. Mein persönlicher Lieblingswitz: Treffen sich zwei Planeten, sagt der eine: „Ich habe Homo sapiens“. Sagt der andere: „Macht nix – das geht vorbei.“

Vera Waschinski, 26 Jahre, Bremen
Fluglotsin bei der Deutschen Flugsicherung

„Man muss stark sein“

In meinem Job definiert sich die Zeit neu, schon fünf Minuten sind eine sehr lange Zeit. Oft muss ich blitzschnell reagieren – und an jeder Entscheidung hängen Hunderte von Menschenleben. Deswegen sind für einen Fluglotsen vor allem drei Dinge wichtig: Konzentration, Entscheidungskraft und Vertrauen in die Kollegen.

Als Centerlotsen sitzen wir nicht im Tower, sondern in einem Gebäude neben dem Bremer Flughafen. Die Towerlotsen überwachen den Boden- und Luftraum direkt am Flughafen, wir übernehmen den norddeutschen Luftraum. Immer zwei Kollegen arbeiten gemeinsam im Zweistunden-Takt. Der eine sitzt vor dem Radar und spricht über Funk mit den Piloten, der Kollege koordiniert die Angaben mit denen der anderen Sektoren. So teilen wir den gesamten Luftraum auf.

Kontinuierlich überprüfe ich die Höhe der Flugzeuge, ihre Geschwindigkeit und die Windverhältnisse. Einen Fehler wie eine falsche Höhenangabe kann ich mir nicht erlauben, er hätte eventuell verheerende Folgen – alle Flugzeuge, die in meinem Sektor fliegen, hören in dieser Zeit auf mein Kommando. Im Luftraum über Berlin können das bis zu dreißig Flüge pro Stunde sein. Der Radarlotse überprüft, wer am schnellsten und in welcher Höhe fliegt. Dann bestimmt er für die ankommenden Flugzeuge, wer wann landen darf, damit es nicht zur Katastrophe kommt: einem Zusammenstoß zweier Flugzeuge. Gott sei Dank gab es bei mir noch keinen Moment, in dem zwei Flugzeuge sich so nahe kamen.

Ich denke während meiner Arbeit meistens nicht daran, für wie viele Menschen ich gerade die Verantwortung trage – dafür bleibt auch keine Zeit. Hätte ich Angst davor, würde ich den falschen Job machen. Man muss stark sein.

Thomas Mai, 43 Jahre, Frankfurt
Zeugwart der deutschen Fußball-Nationalelf

„Fußball ist mein Leben“

Mein Motto: bloß keine Hektik! Sonst vergesse ich nur etwas. Die Spieler verreisen pro Länderspiel mit circa drei Tonnen Gepäck. Jeder von ihnen bekommt am Anfang der Saison eine Tasche mit Freizeitkleidung plus Spiel- und Trainingskleidung. Ich als Zeugwart bin dafür verantwortlich, dass alles rechtzeitig vor dem Spiel in der Kabine liegt und nach Abpfiff wieder im Depot landet.

Wenn ein Länderspiel ansteht, beginne ich morgens um acht mit meiner Arbeit, die Spieler schlafen dann noch. Jeder bekommt fürs Morgentraining einen kleinen Stapel Klamotten vor die Tür gelegt, nach dem Training sammle ich die verschwitzten Sachen wieder ein und sortiere das Gepäck fürs Spiel. Vier Stunden vor Anpfiff bin ich in der Kabine, lege Trikots, Hosen, Stutzen und Handtücher auf die Plätze. Früher war ich vor den Spielen nervös, aber heute, nach zwanzig Jahren im Job, weiß ich die Größen aller Spieler auswendig. Manche kenne ich schon seit der Jugend, so wie Ballack. Mit ihm bin ich früher gemeinsam in Urlaub gefahren.

Stressig wird es für mich in der Halbzeit. Einer braucht ein frisches Trikot, ein anderer neue Stutzen, der dritte sucht sein Handtuch – innerhalb weniger Minuten müssen alle versorgt werden. Wenn die Spieler nach Abpfiff zurück ins Hotel fahren, sortiere ich die dreckige Wäsche und schicke sie in die Wäscherei. Um Mitternacht falle ich erschöpft ins Bett.

Zeugwart ist mein Traumjob, Fußball mein Leben. Mit 14 Jahren bin ich von meiner Heimatstadt Chemnitz mit dem Moped zu jedem Länderspiel der DDR-Auswahl nach Prag oder Budapest gefahren, heute sitze ich mit der Nationalelf im Bus. Ich kicke selbst auch, beim FC Union Niederrad – um meine Klamotten muss ich mich dort allerdings selbst kümmern.

Elke Rasche, 63 Jahre, Köln
Souffleuse am Schauspielhaus Köln

„Keine Vorstellung ist wie die andere“

Das Theater war meine Rettung. Eigentlich hatte ich Industriekauffrau gelernt und ein Kunstgeschichtsstudium begonnen. Aber als mein Mann starb, hatte ich keine Lust mehr auf die Welt. Nur am Theater fühlte ich mich noch wohl; hier konnte ich verschwinden.

Ich begann als Regieassistentin – Souffleuse hielt ich immer für einen schrecklichen Beruf. Doch als ich mit dem Intendanten Holk Freytag von Moers nach Wuppertal wechseln wollte, gab es nur eine Stelle als Souffleuse. Also dachte ich mir: „Okay, ich versuch´s!“

Seit 2005 bin ich am Kölner Schauspiel fest angestellt. Eine Souffleuse ist mehr als nur eine Stichwortgeberin – sie ist eine Art psychologische Stütze, die den Schauspielern Sicherheit gibt. Mein Platz während der Aufführungen ist deswegen immer derselbe: erste Reihe, Mitte. Dort sitze ich mit meinem Arbeitsheft, einem Stift und einer kleinen Taschenlampe. Ich lese das Stück von vorne bis hinten mit und habe die Einsätze der Schauspieler von den Proben genau im Ohr. Überall in meinem Arbeitsheft stehen Notizen, jede Rolle markiere ich in einer anderen Farbe: das Liebespaar rot, den Bruder grün, den Geschäftsmann braun – so kann ich schnell reagieren, wenn ein Schauspieler stecken bleibt.

An eine schlimme Situation kann ich mich noch gut erinnern: Bei meinem allerersten Nathan hatte ein Schauspieler einen Riesenhänger, er schien wie in Trance. Ich rief ihm immer wieder die fehlenden Worte zu, aber er stand nur regungslos da. Erst als ein anderer Schauspieler ihm die Worte zuraunte, reagierte er wieder.

Als Nächstes souffliere ich die Dreigroschenoper, schon zum dritten Mal. Trotzdem bin ich so gespannt, als wäre der Text neu für mich – keine Vorstellung ist wie die andere. |

UND HATTEN DEN TOD AN BORD

Johannes, der Skipper, macht sich mit einem bunten Haufen junger, abenteuerlustiger Idealisten auf den Weg über die Meere nach Lateinamerika. Sie planen ein Hilfsprojekt für Straßenkünstler. Vor der Küste von Marokko kommt es zur Katastrophe

Text: *Holger Fröhlich*
Fotos: *Privat*

Ruhe vor dem Sturm Die 36 Jahre alte ‚Taube' steckt im Sand fest. Bei eBay war das Schiff als „fahruntüchtig" angeboten worden

Johannes sitzt müde unter Deck, friert und findet keine Ruhe. Es riecht nach Erbrochenem, den Eingang zur Kajüte versperrt eine stinkende Lache. Die ganze Nacht ist er durch den Sturm gefahren, er hat seit zwanzig Stunden nicht geschlafen. Sein Ziel ist Rabat, aber das ist noch sieben Stunden entfernt und die Sonne geht schon unter. Vor ihm liegt der Hafen von Mehdiya. Er muss eine Entscheidung treffen.

Die Hafeneinfahrt von Mehdiya gilt als eine der gefährlichsten Nordafrikas. Zwischen den Molen schiebt sich der mächtige Fluss Sebou mit Gewalt unter den Atlantik, der mit seiner Brandung Richtung Küste schlägt. Gemeinsam zermalmen sie jedes Jahr mindestens einen marokkanischen Fischkutter. Selbst erfahrene Segler fürchten die Einfahrt, die bei gutem Wetter nur zwei Stunden täglich in einer schmalen Rinne befahrbar ist. Bei Windstärke fünf schließt der Hafen und warnt die Schiffe mit einer roten Lampe, kaum stärker als eine deutsche Verkehrsampel.
Vor der Küste pflügt die ‚Taube' bei Windstärke acht durch den Atlantik. Die Seekarte über Mehdiya ist vor Stunden mit einer Welle über Board gegangen. Die Crew ist seekrank und hat mit Segeln so viel am Hut wie ihr Skipper Johannes mit undemokratischen Entscheidungen. Und so stimmen sie ab, im Weißwasser vor Mehdiya, ob sie weiterfahren wie geplant oder ob sie der Verlockung nachgeben, im greifbar nahen Hafen endlich wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen und auszuschlafen. Sie geben der Verlockung nach.

Das rote Lämpchen vor dem Hafenrestaurant sehen sie nicht. Und auch nicht die Fischer am Strand, die wild mit den Armen rudern und heiser auf allen Sprachen gegen den Wind in die Wellen schreien.

Unter Deck kämpft Johannes mit dem stotternden Motor. Das alte Ding will wieder nicht anspringen. Er sieht die Molen näher kommen, sie sind mittlerweile gleichauf. Vor der Küste steigt der Meeresboden schlagartig um elf Meter an und drückt die Wassermassen empor. Vor dem Achtmeter-Kahn werden aus ▸

Seenomaden In jedem Hafen kommen neue Mitreisende an Bord, die für ein paar Tage bleiben. Ihre Klamotten trocknen sie am Kai und Geld verdienen sie mit selbstgebastelten Schmuck. Für Sicherheitseinweisungen bleibt immer weniger Zeit

Wellen Mauern. Vom Motor kommt noch immer nicht mehr als ein Würgen. Johannes will verhindern, dass sie auf Grund laufen und kurbelt das Schwert hoch. Die Taube verliert ihren Schwerpunkt, die Wellen werfen sie wie Treibgut hin und her. Manche sind schon höher als das Boot lang ist und, schlimmer noch, sie beginnen zu brechen. Einer will einen Hilferuf absetzen, bleibt aber ungehört, das Funkgerät ist außer Betrieb.

Gerade als der Motor anspringt und die Schiffsschraube sich zu drehen beginnt, kracht eine Welle aufs Deck, zerschlägt das ungeschützte Plexiglasfenster zur Kajüte. Wasser drückt herein, spült die Lache vom Eingang und reißt mit sich, was es kriegen kann. Dhara rennt nach oben. Jemand ruft “where is Sol?” und ein anderer antwortet “sie ist hier!”. Der Moment dehnt sich unwirklich lange, zieht sich wie alter Schiffsteer, wie immer, wenn man mittendrin steht und spürt, dass etwas Schreckliches im Gange ist. Dhara denkt noch darüber nach, warum Sören nicht auf Englisch antwortet, da wird sie mit der nächsten Welle in den schwarzen, januarkalten Atlantik gerissen. Sie bekommt eine Isomatte zu fassen, krallt sich an ihr fest. Die Brecher schlagen ihr blaue Flecken unter die Haut und reißen ihr die Klamotten fort. Doch von den hohen Wellen kann sie den Strand anpeilen. Sie hat seit einem Tag nichts gegessen oder getrunken. Nur gespuckt, immer wieder. Trotzdem schafft sie es an die rettende Küste. Als einzige von sieben. Sol und eine slowenische Mitfahrerin werden Tage später gefunden, tot, von Johannes und den anderen drei fehlt jede Spur.

Auf einem normalen Schiff wäre Johannes, der Skipper, weitergefahren und es hätte eine klare Hierarchie gegeben und keine Mehrheitsentscheide in stürmischer See. Aber die ‚Taube’ war kein normales Schiff. Johannes entschied, dass alle zu entscheiden hätten und befahl die Regellosigkeit. Es gab keinen Zeitplan, nur ein vages Ziel: Südamerika. Die Crew vertraute ihrem Steuermann mit den grünen Piratenaugen. Wie sollten sie sich auch eine Meinung bilden, keiner von ihnen hatte Segelerfahrung. Johannes war der einzige mit Sportbootführerschein. Er hatte ihn zwei Jahre zuvor extra für diese Fahrt gemacht, auf dem Bodensee, und die Taube in den vergangenen neun Monaten von Sønderborg in Dänemark bis nach Marokko gesteuert. 1800 Seemeilen weit. Er hatte den gefürchteten Golf von Biskaya gekreuzt, den Ärmelkanal bei acht Windstärken gequert und die Straße von Gibraltar durchsegelt.

Die Crew, die keine war, weil sie in jedem Hafen neu zusammengewürfelt wurde, vertraute ihrem Skipper, dem See-Nomaden, der auf dem Boot zu Hause war. Der es immer wieder schaffte, lastwagenweise Nahrungsspenden aufzutreiben, eine Sicherheitsfirma überredete, ihnen sieben Schwimmwesten zu überlassen und jeden Hafenmeister um den Finger wickelte, um die Liegegebühren zu sparen. Der vor Energie und Begeisterungsfähigkeit überquoll und deshalb nicht in eine Wohnung mit anderen Menschen passte, denn jeder mag Begeisterung, aber nur sehr wenige halten sie dauerhaft aus. Seine Energie genügte, um das Projekt zu tragen. Sie war so überbordend, als hätte sie von ihrer kurzen Lebenszeit gewusst. Johannes wurde 24.

Begonnen hat alles in der Steinlach48, einem dieser Tübinger Häuser, das den Vermietern irgendwann entglitten ist. Einst vermietet an anständige Studenten, die sich ihre Mitbewohner selbst aussuchen durften, wird es zum linken Treffpunkt, und ehe der Vermieter Eigenbedarf sagen kann, steht der mittlerweile Kult gewordene Hausname an die Wände gesprüht, man wohnt zu dritt auf fünfzehn Quadratmetern im Keller, entsorgt das schimmelnde Geschirr auf dem Dachboden und sammelt Sperrmüll im einstigen Garten. Ein wundervoller Ort.

Dort sitzt also Johannes in der Küche, um den Kopf das rote Stirnband, das er immer trägt, weshalb ihn die einen Stirnband-Johannes nennen, in der Hand den Mate-Tee, den er immer trinkt, weshalb ihn die anderen Mate-Tee-Johannes nennen, und am Leib den Strickpullover, den er schon in der Schule trug, der ihm aber keinen Spitznamen eingebracht hat, und verkündet: Wir segeln nach Südamerika! Draußen verschwimmt der Gartenschrott im Nebel; es ist der 13. November 2006. Johannes und Lolo gründen den Verein Migrobirdo, das Esperanto-Wort für Wandervogel. Livi und Melina gehören zum engen Kreis. Livi soll den Kontakt zu brasilianischen Straßenkünstlern herstellen. Melina ist zwar schwanger, will aber trotzdem mit und ihr Kind auf See oder in einem Krankenhaus auf dem Weg zur Welt bringen.

Ihrem Verein für Ökologie und Völkerverständigung geben sie das Motto Segeln in/für eine andere Welt. Es klingt wie eine nette Idee, statt mit dem Flugzeug zum Zapatisten-Camp zu jetten, will Migrobirdo im Einklang mit der Natur, in angemessener Geschwindigkeit und mit minimalem Budget reisen, um vor Ort Hilfsprojekte zu unterstützen. Wer von dem Verein erfährt, belächelt die jungen Idealisten und wünscht wohlwollend gutes Gelingen.

Nach wenigen Wochen ist der Keller der Steinlach48 verstopft. Säckeweise Linsen und Kokosflocken lagern dort, gespendet von Bio-Firmen. Jede Woche kochen sie von den Massen für Freunde und Freunde von Freunden. Doch der kostbare Proviant droht im feuchten Gemäuer zu vergammeln. Ein Boot muss her. Viel Geld ist nicht da, und so fällt die Wahl für die Atlantiküberquerung auf “ein billiges verfallenes Schiffchen”. Am 4. August 2007 ersteigert Johannes die ‚Taube’ bei eBay. Baujahr ‘71, Kaufpreis deutlich unter zweitausend Euro. Nur für Bastler!, betont der Verkäufer. Als Mängel führt er auf der Auktionsseite an: Motor läuft nicht, Schwert sitzt fest, Elektronik funktioniert nicht, Rumpf hat ein Loch, Segel nicht vorhanden und, in großen Lettern: Das Boot ist nicht fahrtüchtig!

Migrobirdo bleibt sechs Wochen für die Reparatur. Solange hat der Vorbesitzer den Werftplatz für das Bastlerobjekt vorbezahlt. Kaum ein Außenstehender glaubt daran, dass die schrottreife Taube die Werft je verlassen wird. Manch einer räumt schon in Gedanken Platz frei im Garten der Steinlach48. Für die Reparaturen hat der Verein kein Geld, dafür aber eine Menge zupackender Arme. Die schleifen den alten Lack runter, flicken das Loch im Rumpf, feilen das Schwert frei und bringen den Motor zum Laufen. Die Werftarbeiter staunen über den bunten, unorganisierten Haufen, warnen ihn aber eindringlich davor, mit dem Kahn woanders als in der küstennahen Ostsee zu segeln, sollte er überhaupt jemals schwimmen. Allmählich bildet sich in Tübingen ein kleiner Chor von ernsthaft Besorgten, der sich um den Vereinsblog schart wie um einen Weltempfänger im Kriegsgebiet.

Zuhause verfolgen besorgte Freunde die Reise des Schiffs per Internet. Sie scharen sich um die jeweils neuesten Nachrichten wie um einen Weltempfänger im Krieg

Am 16. Oktober 2007 sticht die Taube in See. Im November soll die Reise zu den Kanaren beginnen, Migrobirdo liegt im Zeitplan. Zu Hause reibt man sich verwundert die Augen, kaum einer hatte geglaubt, dass sie je so weit kommen würden. Doch schon im Nord-Ost-See-Kanal verliert die Crew die Kontrolle über ihr Schiff und havariert beinahe. Der Chor schwillt mahnend an; Migrobirdo erkennt, dass ihnen die Erfahrung fehlt, macht kehrt und fährt die ‚Taube’ ins Winterlager nach Kappeln; der Chor wird leiser. Winterpause.

Steuermann Angst kennt Johannes nicht. Obwohl an Bord oft Chaos herrscht, hält er die ‚Taube’ bis zuletzt auf Kurs

Für die Beteiligten von Migrobirdo geht das Leben weiter, während die ‚Taube’ Winterschlaf hält. Perspektiven verschieben sich, die Vereinsspitze bröckelt. Melina hat ihr Kind in einem

Unter Falscher Flagge Bio-Firmen spenden der Crew das Essen. Jeder hat mal Küchendienst. Es gibt Hausmannskost, während am Mast die jamaikanische Flagge weht. Auf den wenigen Erinnerungsfotos haben alle gute Laune

deutschen Krankenhaus bekommen und zieht mit ihrem Freund ins beschauliche Flensburg. Lolo studiert mittlerweile Geoökologie und Livi ist Richtung Brasilien aufgebrochen.

Johannes, mit dem sie damals zusammen ist, reist ihr nach Spanien hinterher. Livi hat gerade Abitur gemacht, er will nicht, dass sie geht, und weiß doch, dass er sie nicht aufhalten kann. Er spricht von gemeinsamen Kindern; sie findet, dass er sich selbst noch wie ein Kind benimmt. In Granada verabschieden sie sich. Am nächsten Morgen fährt Livi per Anhalter auf einer Yacht nach Brasilien, Johannes zieht für immer auf die ‚Taube'.

Johannes sagt: Alles kommt zur rechten Zeit zu dir. Sein bester Freund Mandus, mit dem er Bett und Müslischüssel teilt, weiß, dass diese Einstellung für ihn mehr ist als ein Spruch auf der Yogi-Tee Packung. Johannes besitzt kaum etwas außer seinem Stirnband, dem Norwegerpulli, ordentlich Mate-Tee und ein wenig Gras. Alles andere verleiht, verschenkt oder verliert er. Manches kommt zurück, vieles nicht. Als er Mandus gerade zwei Stunden aus der Geografie-Vorlesung kennt, drückt er ihm seinen neuen Laptop in die Hand. Mandus ist sprachlos, die beiden werden Freunde. Irgendwann gibt er Johannes den Laptop zurück. Als der viele Monate später in einem holländischen Hafen auf den frisch aus dem Knast entlassenen Markus trifft, der mit nicht mehr als einer verspiegelten Sonnenbrille und einer Menge Tätowierungen an Bord kommt, überlässt er auch ihm vor einem Landgang seinen Laptop und die Zugangsdaten zum Vereinskonto. Als er zurückkommt, fehlen Markus, der Laptop und 1000 Euro.

„Wenn das Boot voll Wasser schlagen sollte, schwimmt es trotzdem wie ein Floß weiter, wir können es leerschöpfen und weitersegeln." Johannes ist optimistisch, obwohl er bald der einzige an Bord ist mit Bootsführerschein

Als ihn sein bester Freund Mandus einmal fragt, was sein ärgster Feind sei, antwortet Johannes: die Angst – sie ist die Wurzel allen Übels. Furchtlos bricht er bei der Burschenschaft Germania ein, um die Degensammlung zu klauen, und als er bei einer Castor-Demo mit auf die Polizeiwache muss, stopft er sich heimlich eine Polizeiweste in den Rucksack. Was er klaut, schenkt er weiter. Um Migrobirdo kümmert sich außer ihm keiner mehr; es wird allmählich allein sein Projekt.

Am 16. Mai 2008 sticht er mit der Taube in See, am Mast weht die jamaikanische Flagge. Auf dem Vereinsblog lesen die Besorgten: „Sobald der Wind zu stark wird, verkleinern wir die Segelfläche, nehmen die Segel notfalls ganz weg, so kann der Wind uns nichts mehr tun. Wenn das Boot voll Wasser schlagen sollte, schwimmt es trotzdem wie ein Floß weiter, wir können es leerschöpfen und weitersegeln." Johannes hat keine Angst, Kolumbus hat es ja auch geschafft.

Geplant war die Reise zu viert. Zwei erfahrene Segler sollten den anderen beiden alle wichtigen Handgriffe während der Fahrt beibringen. Doch der bunte Klecks, den die Taube in jeden Hafen schwemmt, in den sie einläuft, zieht immer mehr junge Menschen an, die für wenige Tage anheuern, um mit-zufahren und mitzuleben. Es ist ein ständiges Kommen und Gehen. An Land verdienen sie ihr Geld mit Feuershows und selbstgemachtem Haarschmuck aus Telefondraht. Wer für zwei Tage mitfährt, der lernt nicht Segeln und bekommt selten eine Sicherheitseinweisung. Bald ist Johannes der einzige Segler an Board, die Besatzung hat sich verdoppelt. Wieder hört man den mahnenden Chor aus Deutschland.

Im Hafen von Larache, dem letzten vor Mehdiya, ist die Taube nicht willkommen. Den marokkanischen Polizisten ist der barfüßige Haufen Wohlstandsabenteurer suspekt. Dreimal am Tag durchsuchen sie das bemalte Boot und seinen Regenbogen aus Klamotten und Geschirr, den die Crew am Kai trocknet und sortiert. Sie teilen sich zu siebt die enge Kajüte mit dem schmalen Doppelbett. Wie bei einem Geschicklichkeitsspiel schieben sie einen Rucksack nach oben, um unten wieder eine Kiste unterzubringen. Was nicht mehr in die Kajüte passt, stopfen sie unter das rote Rettungsboot an Deck. Mit dabei auch die kopierten Seekarten; für Originale war kein Geld da.

Johannes informiert sich über ein kostenloses Seewetterportal. Der Wind steht günstig für die Überfahrt nach Rabat. Danach würde er auf unbestimmte Zeit drehen. Die Wetterdienste warnen aber auch vor Sturm und hohen Wellen. Im Hafen von Asilah war Johannes bereits mit einem Franzosen aneinander geraten, der ihn am Weiterfahren hindern wollte und ihm dringend riet, bei hoher Dünung vor der Küste abzuwettern, statt in den Hafen einzulaufen.

Mit Blick auf die grimmigen Polizisten entschließt sich die Crew am 19. Januar, den Hafen von Larache zu verlassen. Um die Liegegebühren zu sparen, brechen sie um 22 Uhr auf. Sowohl Larache als auch der Hafen von Mehdiya sind zu diesem Zeitpunkt bereits geschlossen. Beim Auslaufen fahren sie überladen, aber frohen Mutes an den roten Signalfeuern vorbei. Bei Dunkelheit sind die nicht zu übersehen. Vielleicht wussten sie nicht, was sie bedeuten. Vielleicht haben sie sie ignoriert.

In der Nacht schlägt eine Welle auf das Deck, zerrt am Rettungsboot und entreißt ihm einige Seekarten. Was übrig bleibt, kommt zum Trocknen unter Deck. Die Seite über Mehdiya fehlt. Die ersten der Crew werden seekrank und übergeben sich.

Zwanzig Stunden später haben die Wellen noch zugenommen, die Molen von Mehdiya sind in Sichtweite. Drei Crewmitglieder ziehen ihre Schwimmwesten an. Ob Johannes in diesen Minuten Angst bekommt, kann keiner mehr sagen. Er ist erschöpft, als er das Schwert einholt. Er trägt keine Rettungsweste.

Der Chor hält den Atem an und bleibt stumm, bis der Atlantik ein leeres Rettungsboot auf den Strand von Mehdiya wirft.

Johannes' Leiche wurde nie gefunden, ebenso wie die, der drei anderen Vermissten: zwei Deutsche und eine Österreicherin. Dhara, die einzige Überlebende, wohnt in Nordrhein-Westfalen.

Lolo war, obwohl sie Gründungsmitglied ist, nie auf der ‚Taube'. Nach dem Unglück verwaltete sie das Vereinskonto noch einige Monate, dann gab sie den Vereinsvorsitz ab.

Migrobirdo e.V. besteht noch immer. Gegen Lolos Amtsnachfolger ermittelt jetzt die Staatsanwaltschaft wegen sechsfacher fahrlässiger Tötung.

Mandus, Johannes' bester Freund, studiert in Leipzig. Nach dem Unfall reiste er an die Unglücksstelle, besuchte Johannes' Familie und Freunde und schrieb ein Buch über ihn.

Markus wurde nicht mehr gesehen, seit er mit Geld und Laptop von Bord der ‚Taube' verschwunden ist. Die Anzeige liegt noch bei der französischen Polizei. |

Migrobirdo Der Name des Vereins, den Johannes und Livi gegründet haben, heißt übersetzt „Wandervogel". In Frankreich haben sie das Emblem auf die Segel gemalt

Die Verantwortlichen

GO 2011 - geschrieben von Reportageschülern,
fotografiert von Studenten der Fachhochschule Hannover

Die Autoren

Susanne Faschingbauer
susanne.faschingbauer@halbzehn.net
0172 8670295

Holger Fröhlich
holger.froehlich@halbzehn.net
0163 1740098

Esther Göbel
esther.goebel@halbzehn.net
0176 23710688

Hanni Heinrich
hanni.heinrich@halbzehn.net
0163 6602518

Anna Hunger
anna.hunger@halbzehn.net
0176 21947315

David Krenz
david.krenz@halbzehn.net
0176 42020199

Jonas Nonnenmann
jonas.nonnenmann@halbzehn.net
0157 77248072

Janet Schönfeld
janet.schoenfeld@halbzehn.net
0178 5333918

Julius Schophoff
julius.schophoff@halbzehn.net
0157 73802202

David Weyand
david.weyand@halbzehn.net
0178 6937751

HALB**ZEHN**

Wir trafen uns in Reutlingen, ein Jahr lang, morgens um halb zehn. Wir lernten von Edelfedern, Interviewmeistern, Reportergöttern und einem Sprachpapst. Zwischendurch produzierten wir drei Magazine, eines online, zwei gedruckt – begleitet vom Mitleid der alten Hasen: Die Zukunft des Journalismus wird hart, die gute alte Zeit ist vorbei. Wir sagen: Das Beste kommt noch! Von nun an leben und arbeiten wir in Berlin und Hamburg, Dresden und München, Stuttgart, Tübingen und Regensburg – und bleiben doch zusammen: auf **www.halbzehn.net**

Die Fotografen

Natalie Becker
natalie_becker@gmx.net
0176 32913945

Frieder Bickhardt
frieder.bickhardt@gmx.de
0157 79334054

Sebastian Cunitz
cunitz@gmx.net
0151 21220060

Christoph Naumann
nauc@gmx.de
0176 24016915

Stefanie Preuin
stefaniepreuin@web.de
0160 96436383

Henner Rosenkranz
Henner.Rosenkranz@gmail.com
0177 5259711

Die Art Directorin

Christian Werner
Chrisw3@web.de
0160 1677377

Jonas Wresch
info@jonaswresch.com
0151 20651185

Claudia Haas
claudia@haas-design.com
0162 6979873

Porsche empfiehlt Mobil 1

Mehr erfahren Sie unter www.porsche.de.

Nur die wenigsten Geschichten

erzählen sich ohne Worte.

PORSCHE
INTELLIGENT
PERFORMANCE

PORSCHE